

JAHRHEFT
VON SCHLIEREN



1992

EIN SCHLIEREMER ERLEBT AMERIKA

15. Jahrheft von Schlieren 1992

Ein Schlieremer erlebt Amerika

Erinnerungen von Johann Rütschi (1862–1944)
an seine Amerikajahre

Bearbeitet von Kurt Scheitlin

Herausgegeben von der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren
und der Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte

Druckerei Maier AG, Schlieren

Bisher erschienene Jahrbücher von Schlieren

- 1954 Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren
von Gustav Fausch (vergriffen)
- 1955 Vom Schlieremer Wald
von Dr. Emil Surber (vergriffen)
- 1957 Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten
von Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
- 1959 Schlieren vor 100 Jahren
von Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
- 1961 Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759
von Rolf Grimm
Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal
am 14. und 15. Juni 1910
von Eduard Böhringer
Albert Vollenweider-Schuler, Lebensfragment eines alten Schlieremers
von Heinrich Wipf
Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien
von Heinrich Meier-Rütschi
- 1963 Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für
Heimatkunde Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Bürgernutzen vor 100 Jahren
von Dr. Hans Heinrich Frey
Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren
von Heinrich Meier-Rütschi
Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren
von Rolf Grimm
- 1965 Die grosse Schulreise von 1833
von Rolf Grimm
- 1967 Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379-1824
von Hans Höhn
- 1970 Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, I. Teil
von Peter Ringger
- 1972 Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, II. Teil
von Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
- 1975 Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie
von Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
- 1977 Gerichtsbüchli von Schlieren
Eingeleitet von Ursula Fortuna
- 1979 Die Öffnung von Schlieren
von Ursula Fortuna
- 1981 Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622-1875
von Ursula Fortuna

Vorwort

Gross ist die Zahl der Schweizer, die im letzten Jahrhundert nach Amerika auswanderten. Es waren vor allem junge Bauern. Die Bauernbetriebe waren sehr klein, vielfach parzelliert und unrentabel. Als gegen Ende des Jahrhunderts die zunehmende Konkurrenz durch Lebensmittelimporte den kargen Verdienst weiter schmälerte, suchten noch mehr von ihnen eine bessere Zukunft in der Neuen Welt. Die meisten von ihnen sind in den Vereinigten Staaten sesshaft geworden. Viele Ortsnamen und Strassenbezeichnungen, vor allem im Osten der USA, halten die Erinnerung an jene Schweizer aufrecht.

Nur wenige sind nach Europa zurückgekehrt. Johann Rüttschi aus Schlieren war einer von ihnen. Seine angeschlagene Gesundheit und der dringende Rat eines Arztes bewogen ihn, nach neun Jahren Amerika dem Ruf seiner Eltern zu folgen und den Weg zurück nach Schlieren anzutreten. Die alte Heimatgemeinde hat ihn mit Freude wieder aufgenommen, ihn, den sie fast zehn Jahre früher eines unbegründeten Verdachts wegen zur Auswanderung bewogen hatte.

John Rüttschi, wie er fortan seinen Namen schrieb – die Schliere mer nannten ihn trotzdem Schang –, versuchte, wo immer möglich, das in Amerika Gelernte in den kleiner karierten Limmattaler Verhältnissen anzuwenden. Er vergrösserte das vom Vater während seiner Abwesenheit erworbene Heimetli auf dem Schliere-

mer Berg durch stete Arbeit und jede sich bietende Möglichkeit zum Nebenverdienst. Er war der Hauptinitiant zur Entwässerung des Chilpelmooses, wodurch seine Nachbarn und er mehrere Hektaren Streuland in fruchtbaren Ackerboden umwandeln konnten.

Wenige Jahre nach seiner Rückkehr gründete er zusammen mit Louise Locher eine Familie. Als die fünf Kinder zwischen ein und neun Jahre alt waren, nahm er das Angebot der Waggonfabrik an, seine Englisch-Kenntnisse als Portier beim Empfang ausländischer Kunden zu gebrauchen. Diese Stelle im Portierhaus an der Grabenstrasse versah er von 1907 bis 1932. Die Arbeit auf dem Hof überliess er vorwiegend seiner Frau, seinen Kindern und einem Knecht.

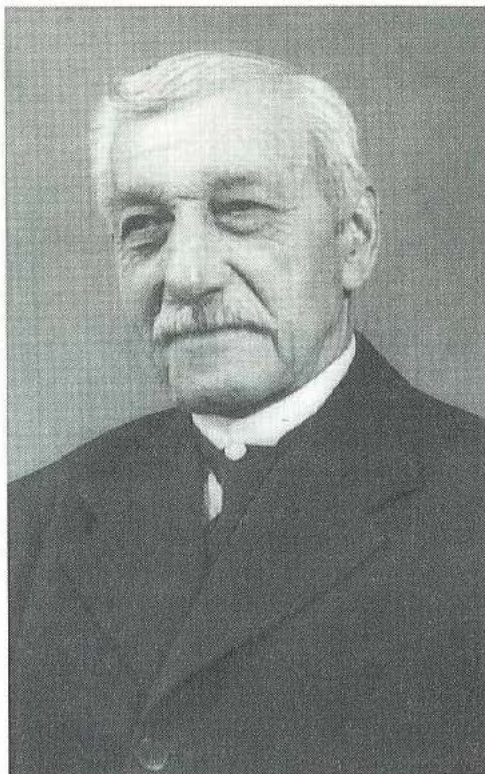
Sein längerer, unfreiwilliger Aufenthalt im von Mönchen betreuten amerikanischen Spital hatte auch Auswirkungen auf seine späteren Jahre in Schlieren. John Rüttschi wurde einer der Gründer des Samaritervereins, und der legendäre Arzt Dr. Kuhn liess ihn des öfteren aus der Wagi holen, wenn ihm an einem Unfallort oder in der Praxis ein Assistent fehlte.

Die Aufzeichnungen über seine Jugend- und Amerikajahre schrieb er 1939, behielt sie aber vorerst für sich. Wenn ich als sein ältester Enkel ihn nach seiner Jugend fragte, so erzählte er gerne über jene Zeit und über das grosse, weite Land ennet dem Atlantik. Nebst vielem

anderem ist mir besonders die Episode mit der verweigerten Amputation in Erinnerung geblieben. Und auch sein Ratschlag: «Weisch, ich ha vill glehrt z Amerika. Mer cha vo jedem Mänsch öppis abluege. Au vom tümmschte Kärli, wänn mer ufpasst, was er lätz macht.» John Rütschi starb im Dezember 1944 als ein mit seinem Leben zufriedener Mensch.

Kurt Scheitlin hat seinen Erlebnisbericht sehr einführend aufgearbeitet, ohne an der Substanz etwas zu ändern. Die Illustrationen hat Peter Suter beigetragen, soweit sie nicht von der Familie Rütschi oder aus dem Ortsmuseum stammen. Die Arbeitsgruppe für Ortsgeschichte und die Vereinigung für Heimatkunde freuen sich, mit diesem Jahrheft einen weiteren Beitrag zur Geschichte Schlierens und seiner Bewohner präsentieren zu können.

Heinrich Meier-Buchli
Präsident der Vereinigung
für Heimatkunde



Johann Rütschi im Herbst 1943

Kindheit und Jugend

Ich kam als zweitältester Sohn armer Eltern am 10. April 1862 in Schlieren zur Welt. Mein Vater, der einem alten Schlie-remer Geschlecht entstammte, war damals 34jährig; meine Mutter, Anna Rütschi, geb. Peyer, zählte 32 Jahre. Mein Bruder Rudolf war fünf Jahre älter als ich; später schenkte meine Mutter noch einem Mädchen, meiner Schwester Barbara, das Leben; auf sie folgten nochmals zwei Knaben, von denen der jüngere in seinem vier-ten Lebensjahr starb.

Mein Vater arbeitete damals in zwölf-stündiger Arbeitsschicht in einer Färberei in der Stadt Zürich. Der Weg zur Arbeit und wieder nach Hause, den er zu Fuss zurücklegte, betrug je 7 km. Er verliess dann aber seine Arbeitsstelle in Zürich, als er in Schlieren den Posten als Gemein-de-nachtwächter übernehmen konnte. Aller-dings erhielt er dafür keine grosse Ent-schädigung; er musste darum mit meiner Mutter zusammen noch einige Parzellen Land beackern; und um noch einige Bat-zen dazu zu verdienen, werkte mein Vater nebenbei gegen kärgliche Entschädigung als Tagelöhner bei den Bauern. So brachten meine Eltern die Familie durch: ärmlich, aber ehrlich.

Meine Kleinkinderjahre flogen dahin, und bald kam die schöne Schulzeit. Schon im Winter, bevor meine Schulzeit begann, durfte ich mit meinem älteren Bruder Rudolf zur Schule gehen. Für mich war das eine Freude und für meine Mutter eine Beruhigung, wusste sie doch, dass ich damit gut aufgehoben war.

Im folgenden Frühjahr begann dann für mich die reguläre Schulzeit. Wir hatten einen alten, aber guten Lehrer, Johannes Weber (er amtete in Schlieren von 1835 bis 1882). Er hatte damals alle sechs Klassen zu unterrichten. Im Jahre 1871 – ich war

im dritten Schuljahr – erlitt ich wegen schlechten Schuhwerks Erfrierungen an den Füssen. Da daraus eine offene, schmerzende Wunde entstand, musste ich einige Wochen von der Schule fernblei-ben.

Im Laufe der Jahre konnte mein Vater einige Stücke Land dazukaufen, und bald reichten die schwer erarbeiteten Rappen zur Anschaffung einer Ziege und einige Zeit später sogar zum Kauf einer Kuh. Selbstverständlich mussten wir Kinder in der schulfreien Zeit tüchtig mitarbeiten. Das Füttern der Tiere im Stall musste von meinem Bruder und mir übernommen werden, da der Vater immer wieder auf Tagelohnarbeit war. Im Winter ging es in den Wald; wir mussten holzen und an-schliessend das Brennmaterial auf dem Schlitten heimführen. Wenn der Wind für die Arbeit draussen allzu arg pfiiff und die nassen Schneeflocken gar zu dicht vom Himmel fielen, blieben wir zu Hause; aber dann galt es, der Mutter beim Strohflech-ten zu helfen. Die Strohflechtereie brachte einen kleinen, aber willkommenen Heim-verdienst.

Als mein Bruder aus der Alltagschule kam, war es selbstverständlich, dass er den Eltern beim Verdienen helfen musste. Er fand Arbeit in einer Seidenzwirnerie in der Nachbargemeinde, und er konnte von dort einen kleinen Lohn nach Hause brin-gen.

Wieder hatte der Winter sein weisses Kleid über die Landschaft gelegt, und damit begann von neuem unsere Arbeit im Walde. Als es daran ging, das Holz heim-zuführen, wollte ich, selbstbewusst und stolz auf meine elf Jahre, selbständig einen Schlitten übernehmen. Mein Vater liess sich schliesslich erweichen. Meine Freude darüber währte aber nicht sehr lange. Der Weg ging nämlich durch einen langen, schmalen Schlauch, eine hohle Gasse,

nachher holte er zu einem Bogen aus. Ganz oben hatte es einen kleinen ebenen Absatz, der infolge des Wasserdruckes immer ein wenig matschig war. Hier nun sollte mein Stolz gedämpft werden. Bei der ersten Fahrt fuhr der Vater mit seinem schwer beladenen Schlitten voraus, und ich folgte später. Auf der steilen Strasse musste man die Spannkette einlegen. Der Vater kam als geübter Holzschlitter natürlich fein durch. Ich aber blieb prompt auf der matschigen Stelle stecken, und alles Ziehen, Reissen, Sich-Ansperrn nützte nichts; meine Kraft reichte nicht aus, das Gefährt wieder flottzumachen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als die ganze Last abzuladen, um den Schlitten aus dem Sumpf ziehen zu können. Natürlich kam ich deswegen mit so grosser Verspätung nach Hause, dass meine Eltern um mich bangten und fürchteten, es sei mir ein Unglück zugestossen.

Dass solche Befürchtungen ihre Berechtigung hatten, wurde bei meiner zweiten Fahrt ersichtlich. Diesmal wollte ich klüger sein, und ich war denn auch überzeugt, dass nichts mehr schiefgehen könne. Dieses falsche Sicherheitsgefühl sollte mir zum Verhängnis werden. Als die Schlitten beladen waren, forderte ich meinen Vater auf, loszufahren und mir dann zuzurufen, wenn er die kritische Stelle passiert habe. Ich wartete aber umsonst auf seinen Ruf. Auch als ich selbst aus Leibeskräften schrie, um mich zu vergewissern, dass die Bahn frei sei, kam keine Antwort. Ich schloss daraus, der Vater sei längst weitergefahren. So sauste ich denn mit meinen buchenen Scheitern auf dem Schlitten los, kam auch glücklich über die sumpfige Stelle und bog im Lauf in die Kurve ein, als ich unversehens vor mir den noch eingespannten Schlitten meines Vaters sah. Bremsen war nicht mehr möglich. Ich konnte meinen Vater nur noch

mit Schreien auf das drohende Unglück aufmerksam machen. Geistesgegenwärtig stellte mein Vater seinen Schlitten quer in den Weg, zum Glück, denn ich wäre sonst durch das spitzige Langholz, das er geladen hatte, erbarmungslos durchbohrt worden, als es zum Zusammenstoss kam. Als ich eingeklemmt zwischen den beiden Fahrzeugen lag, fing mein Vater, der Schlimmes befürchtete, zu weinen an. Ich tröstete ihn aber, es habe mir nicht viel gemacht. Tatsächlich spürte ich zuerst gar keinen Schmerz, obwohl mir das Holz, das von meinem Schlitten nach vorn rutschte, meinen Oberschenkel quetschte. Wir beluden unsere Schlitten wieder, und in meinem Eifer bestand ich darauf, meine Ladung selbst nach Hause zu fahren. Aber da meldeten sich auf einmal die Schmerzen; ich konnte kaum mehr stehen. Mein Vater lud mich auf seinen Schlitten und brachte mich so nach Hause. Als er mich in die Stube trug, brach meine Mutter in Tränen aus; ich versicherte ihr aber, es sei nichts Schlimmes passiert. Man stellte nun in der Stube ein Bett für mich auf, weil es in der Schlafkammer sehr kalt war, und schickte nach dem Arzt, der im Nachbardorf wohnte. Da dieser schon ein älterer Herr war, liess er ausrichten, er komme morgen vorbei. Als er da war, untersuchte er mein Bein. Gebrochen sei nichts, stellte er fest, aber ganz arg gequetscht sei es; auf jeden Fall sei es für diesen Winter mit dem Schlittenfahren vorbei. Das war für mich als «ewige Unruhe» kein angenehmer Bericht. Anfänglich musste ich mich auf meinem Krankenlager ruhig verhalten; ich konnte aber doch in den Schulbüchern lesen. Wir hatten inzwischen einen jungen Lehrer erhalten (Arnold Staub; er amtierte von 1872 bis 1919). Er liess mir durch meine Kameraden Aufgaben schicken, so dass ich mit der Schulbildung nicht in Rückstand kam.

Schon nach kurzer Zeit konnte ich mich aufsetzen, und meine Mutter brachte mir das Stricken von Strümpfen bei. Die Grossmutter aber unterhielt mich mit ihren Erlebnisberichten aus der Zeit der Besetzung der Schweiz durch die Franzosen (1798). So verging die Zeit doch rascher, und nach drei Wochen konnte ich schon zum ersten Mal aufstehen.

Eines Tages besuchte mich mein Kamerad Albertli Lips aus unserer Nachbarschaft. Mit grossem Stolz erzählte er mir, er habe das Flechten von Zainen erlernt, und er anerbote sich, mir diese Beschäftigung auch beizubringen.

Dafür war ich schon zu haben, konnte ich doch so etwas Neues lernen. Da ich aber in meinem Zustand keine Bändli holen konnte, anerbote sich der liebe Albertli, für mich alles Nötige zu beschaffen. Schon am nächsten Tag konnten wir mit der Arbeit beginnen. Die Mutter musste alte Zainen und Körbe hervorsuchen, und dann ging es an ein Flickern und Ausbessern. Fehlende Handgriffe und Füsse wurden wieder angebracht und die durchlöchernten Böden ersetzt. Unser Stübchen war nicht gross, und der Platz zum Flechten meiner Zainen war beschränkt; doch meine Mutter wollte mir die Freude an der Arbeit nicht nehmen und liess mich gewähren.

Schneller, als man geglaubt hatte, heilte meine Verletzung, und bald konnte ich die Schule wieder besuchen. In der schulfreien Zeit half ich dem Vater beim Spalten und Sägen von Brennholz. Unsere Nachbarn brachten ihre Zainen und Körbe zum Flickern. Dazu musste ich nun am Waldrand Weidenruten sammeln. Ich hatte im Korben bald eine solche Fertigkeit erlangt, dass ich daran gehen konnte, ganze Tragkörbe, sogenannte Hutten, herzustellen. Diese brauchte man damals, um Mist in die Reben und in die weiter entfernt lie-

genden Gemüsebeete zu tragen, wo man mit dem Wagen nicht hinkommen konnte. Mit meiner Korbflechterei konnte ich manchen Batzen verdienen, die ich meinen Eltern zum Anschaffen von Kleidern für uns Kinder überliess.

Bubenstreiche

Der Frühling kam wieder, und damit begann erneut die Arbeit auf den Feldern. Gleichzeitig erwachte aber auch die Lust zu allerlei Streichen. Ich wurde in deren Ausübung von einem guten Kameraden unterstützt. Er hiess Jakob Frei; wir nannten ihn «Schaggi». Er wohnte oben im Dorf in der Mühle. Sein Vater war schon lange gestorben, und seine Mutter, die ihn nun allein erziehen musste, war viel zu gutmütig. So wurde er auch nicht zur Arbeit angehalten.

Eines Tages sollte ich mit meiner Schwester Barbara nach der Schule zu den Eltern aufs Feld gehen. Unser Weg führte uns ins obere Dorf und bei meinem Kameraden Schaggi vorbei. Als er mich sah, rief er mich herbei. Seine Mutter gab jedem ein Butterbrot und ermunterte mich, doch eine Weile bei Schaggi zu bleiben. Ich liess mich gerne überreden. Bald fiel unser Blick auf die Mauer der Strassenunterführung bei der Bahnlinie. Sie war schräg gebaut, mit Quadersteinen ausgemauert und wie geschaffen für eine Rutschbahn. Das musste ausprobiert werden, und weil wir Erfolg hatten, huldigten wir diesem Sport bis am Abend. Erst als wir aufhörten, merkte ich, dass ich meinen Hosenboden durchgescheuert hatte, so dass ein rechtes Loch entstanden war. Das würde zu Hause natürlich etwas absetzen. Damit der Schaden nicht gleich erkannt würde, entschloss ich mich, erst bei Dunkelheit heimzugehen. Als es für mein Empfinden

finster genug war, schlich ich mich mit klopfendem Herzen ins Haus. Das prüfende Auge meiner Mutter entdeckte den Sachverhalt aber bald; das Loch im Hosenboden war gross genug, dass ich die Tracht Prügel, die es absetzte, recht empfindlich spürte.

Oberhalb der Mühle hatte es einen Weiher, und in der Nähe schnitten meine Eltern gerade Getreide. Schaggi und ich spielten zuerst mit Holzstücken, die wir auf dem Wasser schwimmen liessen. Bei diesem Spiel kam der Gedanke an eine Gondelfahrt auf dem Weiher auf. Ein Schifflin war natürlich nicht vorhanden, aber sicher liess sich im Wagenschopf der Mühle etwas Geeignetes finden. Unser Auge fiel auf ein «Gülleständli» (Jauchefass), das wir flugs zum Weiher trugen. Wir fanden auch bald zwei lange Stecken, die wir zum Stacheln brauchen konnten. Wir zogen unsere Kleider aus, setzten das Ständli aufs Wasser und schifften uns ein. Fort ging es, hinaus auf «die hohe See». Hei, machte dies uns Spass! Immer lauter wurden unsere Freudenausbrüche. Dadurch wurde unsere Mutter aufmerksam. Da war unsere Freude bald zu Ende. Die arme Mutter kam mir vor wie eine Gluckhenne, welcher man Enteneier zum Ausbrüten unterlegte und die dann voller Schrecken sah, wie die jungen Entlein nach dem Ausschlüpfen sogleich ins Wasser gingen und zu schwimmen anfangen, während die arme Henne sie voller Angst immer ans Land locken wollte. So hatte auch unsere Mutter Angst, wir könnten ertrinken, und sie umkreiste den Weiher und versuchte immer, wenn wir uns dem Ufer näherten, unser Schifflin zu erfassen und ans Land zu ziehen. Wir entzogen uns ihrer Hilfe aber immer wieder durch einen kräftigen Stoss mit unsern Stacheln. Erst nachdem sie uns einen währschaften «Zabig» (Imbiss) versprochen hatte, lan-

deten wir mit unserem Boot. Wir brachten es in den Wagenschopf zurück und taten uns gütlich am versprochenen Abendbrot. Es ging uns dabei so richtig auf, was es bedeutet, wenn der Volksmund von einer «Schiffermanns-Portion» redet.

Nicht lange darnach kam eine neue Idee auf: Wir planten einen Flugversuch mit unserer Katze. Eine Flugtechnik kannte man damals noch nicht; wir mussten sie selbst aushecken. Wir trieben im Dorf vier Schweinsblasen auf und banden sie, nachdem wir sie aufgeblasen hatten, der Katze an die Pfoten. Dann trugen wir sie auf den obersten Scheunenboden; er schien uns hoch genug zu sein für unsern Versuch. Dann warfen wir das arme Tier von hier aus ins Tenn hinunter. Unter wildem Zappeln und fürchterlichem Miauen kam sie unversehrt am Boden an. Das wilde Zappeln hatte den direkten Fall aufgehalten. Wir waren sehr stolz darauf, dass unser Versuch gelungen war; wir behielten ihn aber wohlweislich für uns.

Im gleichen Jahr – es war in der Erntezeit – beschlossen wir, unserem Nachbarn Hollenweger, genannt «Hanopel», einen Streich zu spielen. Wir wollten es ihm heimzahlen, dass er uns immer recht unfreundlich und mürrisch behandelte. Der Hanopel hatte selbst keine Kinder; er zog aber einen Pflegesohn auf. Dieser gehörte nicht zu unserem Freundeskreis, weil er sich an unseren Streichen nie beteiligen wollte. Am Mittag sagte mir mein Vater, ich solle nach der Schule zu ihm und Mutter in den «Oberrn Ifang» kommen; das war ziemlich weit vom Dorf entfernt, etwa dort, wo heute das Gaswerk der Stadt Zürich steht. Meine Eltern und der Hanopel halfen sich gegenseitig, das Emd einzubringen. So schlenderten wir nach der Schule das Dorf hinauf. Der Nachbar machte eben den Wagen bereit. Wie er uns sah, bedachte er uns mit eini-

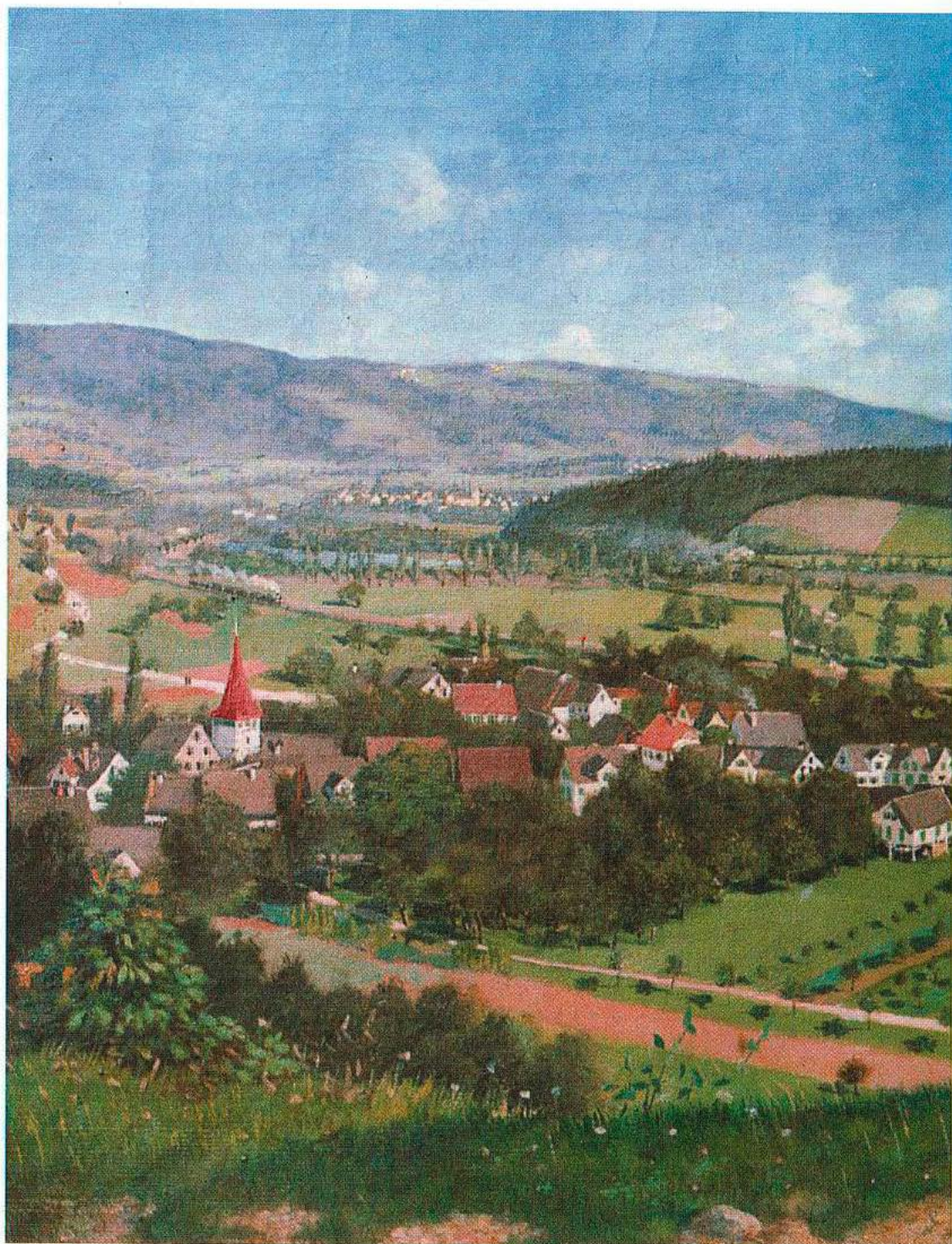
gen «Kosenamen», die recht kräftig waren. Wir blieben ihm sonst jeweilen nichts schuldig; diesmal aber hielten wir uns zurück. Als er dann in den Stall ging, lief einer von uns schnell zum Wagen und zog an einem Hinterrad die «Lonne» (Stecknagel) heraus und legte diese auf den Wagen. Sofort suchten wir das Weite. Wehe, wenn er uns erwischt hätte. Wir wollten aus einem sicheren Versteck Hanopels Wegfahrt beobachten. Er fuhr auch richtig mit dem Wagen los. Nach etwa 150 Metern löste sich das Hinterrad. Hanopel merkte nichts und fuhr ein Stück weit auf drei Rädern weiter, bis er gewahr wurde, dass etwas nicht stimmte. Wir waren zufrieden; die Beleidigungen waren gerächt. Der Schaggi ging heim; ich versorgte meinen Schulranzen bei unserem Haus und beeilte mich, auf kürzestem Weg zum Arbeitsfeld meiner Eltern zu gelangen.

Mit meinen flinken Füßen war ich bald dort. Mein Vater fragte mich, ob unser Nachbar noch nicht unterwegs sei. Ich erklärte ihm, er habe eben seinen Wagen bereitgemacht und werde sich in Kürze einfinden. Erst jetzt wurde mir klar, dass der Vater heute dem Hanopel beim Einbringen des Emdes half. Es dauerte noch recht lange, bis der Hanopel bei uns eintraf. Seine Frau war wegen des langen Wartens sehr böse und warf ihm vor, er hätte ja mir etwas sagen können, für Schimpfwörter habe er jeweilen auch Zeit; sicher hätten wir ihm geholfen, wenn er nicht immer mit uns geschimpft hätte. Natürlich hütete ich mein Geheimnis, und auch der Hanopel war nicht bereit, Näheres zu erklären. Wie uns ein Nachbar, der schadenfroh zugeschaut hatte, später erzählte, hatte Hanopel grosse Mühe, das Rad wieder zu montieren; in seiner Wut hatte er auch sehr lange, bis er den Stecknagel auf dem Wagen fand.

Noch ein weiteres Mal zahlte ich dem Hanopel seine Schimpfwörter heim, indem ich ihn mit einer «Patentvorrichtung» eine Nacht lang um den Schlaf brachte. Dazu nutzte ich die Kraft des Windes. Ich montierte ein Windrad mit einer Stange auf unserem Apfelbaum, der zwischen unserem und Hanopels Haus stand. Durch eine sinnreiche Einrichtung mit zwei Spulen und einer Saite übertrug ich die Kraft, gleich einer Transmission, nach unten. Hier setzte ich eine Vorrichtung ein, wie sie bei den alten Hammer Schmieden gebraucht wurde: Zwei gekreuzte Arme hoben bei der Drehung einen Hammer, der dann auf eine Sense fiel, die ich darunter angebracht hatte. Der Wind, der in der kommenden Nacht aufkam, sorgte für die erwartete Wirkung. Am andern Morgen verlangte der erboste Hanopel die Entfernung des Lärminstrumentes, das ich geschickt an fast unzugänglicher Stelle montiert hatte.

Ernstere Zeiten

Mit dem nächsten Frühling kam das letzte Examen der Alltagsschule, und mit ihm kam das Ende unserer Schulkameradschaft. Wir sahen uns nur noch am Sonntag in der Kinderlehre. Mein Kamerad Schaggi durfte in die Sekundarschule eintreten; ich musste zwei Jahre die «Repetierschule» (Ergänzungsschule) besuchen, damit ich nebenbei etwas verdienen konnte. Ich erhielt Arbeit in einer der beiden Ziegelhütten, die sich zwischen Schlieren und Engstringen befanden. Mit aufgestülpten Hosen musste ich mit den Füßen den Lehm fein zertreten und nachher die daraus gefertigten Steine und Ziegel von den Tischen in die Trockengestelle tragen. Am Morgen um vier Uhr wurde begonnen; um sieben Uhr gab es ein Frühstück,



Ölbild Schlieren ca. 1885



E. J. ...

um neun Uhr einen kurzen Znüni. Die Mittagspause dauerte von zwölf bis eins; um vier Uhr nachmittags war Zeit für einen kurzen Imbiss, und um acht Uhr abends gab es das Nachessen. Die Zeit dazwischen war natürlich mit harter Arbeit ausgefüllt. Ich erhielt dafür einen Wochenlohn von Fr. 2.50. Da ich für mich nichts beanspruchte, konnte ich meinen lieben Eltern alle vierzehn Tage einen ganzen Fünfliber überreichen, für den sie in ihren ärmlichen Verhältnissen natürlich immer Verwendung hatten. Anfänglich sagte mir die Arbeit zu, war ich doch immer an der frischen Luft, die für meine Gesundheit gut war. Als dann aber Mitte Oktober die Fröste einsetzten, wurde die Arbeit in der Ziegelhütte eingestellt; ich wurde entlassen, und der regelmässige Zustupf an meine Eltern fiel dahin. Es galt nun zu Hause erst recht, die Rappen zu sparen. Ich suchte da und dort etwas zu verdienen: Ich half den Bauern beim Dreschen, flickte und verfertigte Zainen, Körbe und Hutten. Aber dies alles brachte nicht viel ein; ein regelmässiges Einkommen wäre mir lieber gewesen.

Mein Bruder Rudolf arbeitete schon einige Jahre in der Färberei, und ich entschloss mich – mit der Zustimmung meiner Eltern –, dort auch eine Arbeit anzunehmen. Ich kam in die Seidenputzerei, während mein Bruder in der Färbereiabteilung beschäftigt war. Anfänglich lief mir die Arbeit gut; mit der Zeit aber wurde es mir in den vier Wänden der Fabrik zu eng. Ich sehnte mich hinaus in die freie Natur.

Eines Tages entdeckte ich in der Mittagspause im Fabrikkanal einen Weidling (kleines Flussschiff), und da regte sich mein Schifferblut in den Adern. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich suchte eine Stange, mit der ich das Schiff ans Ufer ziehen wollte. Ich bekam aber

das Übergewicht und plumpste ins Wasser. Platschnass kroch ich ans Ufer. Mein Bruder entdeckte mich hier und half mir, meine Kleider im warmen Maschinenhaus zu trocknen. Durch dieses Erlebnis wurde mir aber klar, dass mir die Arbeit in der Fabrik auf die Länge nicht zusagte, besonders weil auch der Verdienst sehr klein war. Als dann der Frühling kam und die Vögel wieder zu singen anfangen, zog es mich hinaus. Ich verliess die Fabrik und fand wieder Arbeit in der Ziegelei. Dort blieb ich den Sommer über. Mit den im Herbst aufkommenden Frösten ging diese Arbeit aber erneut zu Ende. Jetzt ging ich zu meinem Götti (Jean Peyer) in Dietikon, der Hafner war. Bei ihm lernte ich, die Öfen auszustreichen und auszubessern, eine Arbeit, die jeden Winter an den Kachelöfen der Bauern vorgenommen werden musste. Zwischenhinein half ich wieder beim Dreschen oder Holzfällen und konnte so wieder ein wenig in die Haushaltkasse beisteuern, wofür meine Mutter sehr dankbar war. Als dann im folgenden Frühjahr, 1877, in Altstetten eine Zementröhrenfabrik eröffnet wurde (wo heute die «Wasmühle» steht), bewarb ich mich mit Erfolg um eine Stelle. Aber auch hier wurde die Arbeit im Herbst eingestellt. So half ich wieder den Bauern beim Dreschen, Holzen und bei der Feldarbeit.

Eines Tages im November, als ich in einem vom Dorf entfernten Stück Rebland die Stöcke lösen musste, sah ich, wie ganz in der Nähe ein Raubvogel über einen andern Vogel herfiel. Ich sprang hinzu, der Raubvogel nahm Reissaus und liess seine Beute am Boden liegen. Es war eine Taube, welcher ein Flügel fast abgerissen war. Ich nahm sie sorgfältig in mein Taschentuch und beendigte rasch meine Arbeit. Sachte trug ich das verletzte Tier nach Hause, wo ich seine Wunden ver-

band und ihm unter dem Kachelofen in der Stube ein Gehege machte. Zwar waren meine Eltern anfänglich nicht einverstanden, gaben dann aber meinem inständigen Bitten nach. Die Wunden des Tieres verheilten erstaunlich rasch, aber zum Fliegen kam die Taube nicht mehr; der verletzte Flügel blieb gelähmt. Der Vogel wurde ganz zahm und zutraulich. Am Morgen öffnete ich jeweils seinen Stall, dann die Haustüre, und die Taube ging über die Strasse zum Brunnen, nahm sich dort ein Bad und trank frisches Wasser. Nachher kehrte sie sogleich wieder zurück in ihr Heim. Ich konnte feststellen, wie treu und lieb ein solches Tier sein kann; sicher wusste es, wer sein Retter war. Bis zum Frühjahr behielt ich den Vogel; dann brachte ich ihn unserem Pfarrer, der krank war, als Geschenk.

Im Frühjahr 1878 wurde ich konfirmiert. In den darauffolgenden Sommermonaten arbeitete ich in Herrn Ammanns Ziegelhütte auf dem Dietikerberg. Neben der Ziegelherstellung half ich im Landwirtschaftsbetrieb mit, was mir immer Freude bereitete. Auch hier wurde die Ziegelfabrikation im Winter eingestellt. Da war ich wieder zu Hause und arbeitete als Tagelöhner bei den Bauern. Inzwischen war auch meine Schwester Barbara nachgewachsen; sie arbeitete in der Fabrik.

Eine Feuersbrunst und ihre Folgen

Es geschah am 6. Juni 1881. Ich war mit meinem fünf Jahre jüngeren Bruder und einem gleichaltrigen Pflugebuben im Schönenwerd, das zirka eine halbe Stunde von unserem Haus entfernt war, und hackte dort Kartoffeln. Meine Eltern waren im Kilchbühl in den Reben und wollten dann um sechs Uhr heimgehen,

um dort noch zu arbeiten. Etwa um vier Uhr sah ich meinen ehemaligen Meister Ammann von Bergdietikon auf der Landstrasse heimwärts fahren. Ich grüsste ihn und wechselte auch einige Worte mit ihm. Etwas nach sieben Uhr verliessen wir unsere Arbeit und machten uns auf den Heimweg. Unterwegs schloss sich uns Jakob Hug an, der in Urdorf in einer mechanischen Werkstätte in der Lehre war. Er gehörte zu einer der Familien, die im Armenhaus wohnten, das an unser Haus anschloss. Unser Haus war ein alter Holzbau; in unserem Hausteil waren zwei Wohnungen. Die eine war von uns bewohnt, in der andern war der Bruder meines Vaters, Rudolf Rüttschi (geboren 1823), in Miete. An dieses Wohngebäude angebaut war die Scheune, die drei Parteien diente, und südlich des Tennis war das Armenhaus mit zwei Wohnungen, die der Gemeinde gehörten und in denen arme Familien untergebracht waren. Auf dieser Seite war noch eine weitere Wohnung, die im Besitz eines Landwirtes war. In der einen Wohnung des Armenhauses lebte ein Mann mit dem Namen Wismer mit seiner Familie. Er war ständig unzufrieden und warf der Gemeinde vor, sie unterstütze ihn zu wenig. Er wollte nach Amerika auswandern und erwartete, dass ihm die Gemeinde die Reise bezahle. Weil diese aber dazu nicht bereit war, hegte er einen tiefen Groll gegen die Behörde. Er machte seiner Wut Luft und drohte mehrmals, er werde «die cheibe Hütte» anzünden; dann sei man gezwungen, ihm zu helfen. Kurz, dieser Wismer war ein verwegener Mensch; wir hatten alle Angst vor ihm.

Wie wir nun an jenem Abend auf das Dorf zukamen, sahen wir auf einmal eine starke Rauchwolke aufsteigen, und wir vermuteten sofort eine Feuersbrunst. Wir rannten aus Leibeskräften und sahen dann, als wir die Dorfmitte erreichten,

dass es unser Haus war, das in Flammen stand. Das ganze Haus brannte lichterloh. Meine Mutter und die Schwester konnten noch schnell in den obern Stock eilen, um Kleider und Bettwaren zu retten. Sie warfen diese aus dem Fenster und sprangen dann selbst nach, wobei sich die Mutter den Fuss verstauchte. Mein Vater konnte mit knapper Not die Kuh und die Ziege aus dem Stall treiben. In kurzer Zeit brannte das Haus vollständig nieder. Noch während des Brandes streuten die Nachbarsfrau Bräm und der gefürchtete Wismer die Kunde aus, mein Vater habe das Haus in Brand gesteckt. Wer meinen Vater kannte, glaubte den Lästermäulern allerdings nicht. Leider versäumte der Statthalter eine genaue Untersuchung; nur der Gemeindeammann machte einige spärliche Abklärungen. So kam es, dass der Verdacht auf Brandstiftung schliesslich doch an meinem Vater hängen blieb. Sogar der damalige Gemeindepräsident und einige Gemeinderäte schürten den Verdacht weiter. Drei Wochen nach dem Brand wurde mein Vater zur Einvernahme nach Zürich vorgeladen. Man liess ihn nicht mehr nach Hause zurückkehren. Meine Mutter wurde in der Folge in der uns zugewiesenen Wohnung verhört, da sie wegen des verstauchten Fusses nicht gehen konnte. Mein Bruder und ich wurden mit den übrigen Hausbewohnern zur Einvernahme ins Gasthaus des Dorfes zitiert. In meiner Aussage gab ich an, wo ich an jenem Tag gearbeitet hatte. Ich verteidigte meinen Vater aus allen Kräften und bezeichnete den Verdacht als grobe Verleumdung. Ich hielt auch mit meiner Meinung nicht zurück, dass man jene Personen näher überprüfen solle, die meinen Vater der Brandstiftung bezichtigten, vielleicht könnte man die wirklich Schuldigen finden. Der Untersuchungsrichter, ein junger Bezirksanwalt, verwarnte mich

und drohte mir an, es könnte mir das gleiche Schicksal widerfahren wie meinem Vater. Der gefürchtete Wismer mit seiner Familie und die Nachbarsfrau Bräm gaben ihre Aussagen unter Eid zu Protokoll. Wir konnten aber mit Hilfe ehrenhafter Zeugen ihre Lügen widerlegen; trotzdem liess man die Lügner ungeschoren. Nach achtzehn Tagen wurde mein Vater mangels Beweisen aus der Untersuchungshaft entlassen. Daraufhin klagte ein sonst als fromm geltender Mann mich selbst als Brandstifter an, indem er behauptete, ich sei nachmittags nach drei Uhr zu Hause gewesen. Glücklicherweise konnte ich mich verteidigen und meinen ehemaligen Meister Ammann, mit dem ich ja gesprochen hatte, als Zeugen angeben. Ich hiess meinen Ankläger einen Lügner. Dieser hatte nun die Frechheit, Herrn Ammann zur Aussage veranlassen zu wollen, er hätte mich an jenem Nachmittag gar nicht gesehen. Herr Ammann, der mich als arbeitsamen, ehrlichen und guten Burschen kannte, wies dieses Ansinnen aber klar ab. Es blieb somit diesem falschen Frommen nichts anderes übrig, als diese ehrverletzende Aussage gegen mich aufzugeben.

Als die Untersuchung abgeschlossen war, wollten wir den Verdacht gegen uns nicht auf uns sitzen lassen und beschliessen, nun unsererseits Anklage zu erheben. Mein älterer Bruder, der damals in Oberwinterthur wohnte, ging zum Rechtsanwalt Dr. Ludwig Forrer, dem späteren Bundesrat. Dieser prüfte die Akten, riet uns dann aber von einer Klage ab, da auch die Gemeindebehörden in die Sache verwickelt seien und es für uns schwierig werde, diesen Kampf durchzustehen. Er wies uns auf die hohen Kosten hin, die wir gewiss nicht aufbringen könnten.

Unter solchen Umständen mochte ich nicht mehr im Dorf bleiben. Ich war

zutiefst gekränkt. Seit meiner frühen Jugend hatte ich stets Interesse für die Blumen und Bäume, und ich entschloss mich, eine Gärtnerlehre anzufangen. Im September nach dem Brand suchte eine Gärtnerei in Wiedikon einen Lehrling. Ich besprach mich mit meinen Eltern, und mit ihrem Einverständnis ging ich in diese Gärtnerei und erkundigte mich nach der Stelle. Es war eine Gemüse­gärtnerei. Das war eine grosse Enttäuschung für mich. Da waren ja keine Blumen und keine Bäume zu hegen, und doch hätte ich dreieinhalb Jahre lernen, mitunter der Hausfrau helfen (es waren nämlich fünf Kinder da) und erst noch Fr. 350.— Lehrgeld bezahlen sollen. Das passte mir nicht, und ich erbat mir Bedenkzeit. Auf dem ganzen Heimweg überlegte ich mir die Sache. Ich kam zum Schluss, dies sei nichts für mich.

Zu Hause schilderte ich den Sachverhalt und teilte auch meinen Entschluss mit, nach Amerika auszuwandern. Meine Mutter schaute mich mit grossen Augen an und zweifelte an meinem Ernst. Sie hatte zwar für meine Beweggründe Verständnis, vor allem, dass ich den Ehrabschneidern aus dem Wege gehen wollte, aber sie konnte meinen Plan dennoch nicht gutheissen. Auch mein Vater schüttelte den Kopf, als er von meiner Absicht hörte. Nun, ich konnte die Sache ja reifen lassen. Eine Ermutigung zur Ausführung gab mir dann aber die Mitteilung meines Alterskameraden Johann Schneider, der mit mir in der Ziegelhütte an der Engstringerstrasse gearbeitet hatte, er wolle auch nach Amerika auswandern.

Vorangetrieben wurde mein Plan dadurch, dass noch ein weiterer Widersacher und Verleumder namens Jakob Locher gegen mich auftrat. Während der Untersuchung hatte er an die Bezirksanwaltschaft einen anonymen Brief geschrieben und mich darin der Brandstiftung



Johann Rüttschi im Jahre 1882

beschuldigt. Diesen Brief hatte uns der Rechtsanwalt Forrer für kurze Zeit zum Studium der Handschrift überlassen. Wir hatten das Gefühl, den Schreiber zu kennen, der für solche Handlungen bekannt war. Eines Tages begegnete ich ihm, unterliess es aber, ihn zu grüssen. Er stellte mich deswegen zur Rede. Die Gelegenheit war mir willkommen. Ich erklärte ihm, ich grüsse einen solch traurigen Menschen nicht mehr, der – ohne seinen Namen zu nennen – einen andern Menschen in Schande zu bringen bereit sei. Das reichte ihm; er nannte mich Brandstifter und verklagte mich wegen Beschimpfung. Inzwischen bereitete ich mich auf meine Abreise vor, die am 22. Februar 1882 erfolgen sollte. Ich orientierte aber meinen älteren Bruder, der einen Militärkameraden namens Rosenberger hatte. Dieser war damals Richter (später Oberrichter) in Zürich. Rosenberger nahm sich

Neue Zürcher-Zeitung

Schweizerisches Handelsblatt.

Abonnementspreise.
 Ein Jahr in Vorauszahlung 18 Schilling —
 Drei Monate 12 Schilling —
 Ein Vierteljahr 8 Schilling —
 Ein Monat 3 Schilling —
 Ein Tag 10 Cent —
 Ein Jahr in Vorauszahlung 18 Schilling —
 Drei Monate 12 Schilling —
 Ein Vierteljahr 8 Schilling —
 Ein Monat 3 Schilling —
 Ein Tag 10 Cent —

und

Insertionsgebühren.
 Einmalige Anzeigen 10 Cent pro Zeile —
 Wiederholende Anzeigen 5 Cent pro Zeile —
 Einmalige Anzeigen 10 Cent pro Zeile —
 Wiederholende Anzeigen 5 Cent pro Zeile —
 Einmalige Anzeigen 10 Cent pro Zeile —
 Wiederholende Anzeigen 5 Cent pro Zeile —

Täglich, mit Ausnahme des Sonntags, zweimalige Ausgabe. — Bureau der Redaktion: Brunnengasse Nr. 2 in Zürich.

Für Auswanderer.



In Entgegnung auf das, dieser Tage unter obiger Ueberschrift in einer Anzahl Zeitungen gegen meine Firma gerichtete, augenscheinlich von verächtlichem Brodneid eingegebene Interat, will ich bemerken, daß ich es mir von jeher vorbehalten habe, meine Passagiere mit denjenigen Linien zu befördern, welche mir die zuverlässigsten Garantien bezüglich Sicherheit und reeller Verpflegung darzubieten scheinen, es sei denn, daß mir zum vornherein bestimmte Aufträge zu Theil geworden sind. Am wenigsten lasse ich mir von jener Seite vorschreiben, welche Fahrgelegenheiten ich zu benützen habe. Ich werde es auch fernerhin so halten und mir allein das Wohl der Auswanderer zur Richtschnur dienen lassen, unbekümmert darum, ob hiedurch irgend eine Schiffs-Compagnie Einbuße erleide.

Wie weit es die Konkurrenz übrigens durch jene Beschildung in der Presse gebracht hat, beweist die Thatfache, daß meine Firma im verfloßenen Jahre 4704 Personen nach überseeischen Ländern befördert hat.

Für die unten folgenden Abfahrten sind bei mir bereits mehrere größere Gesellschaften eingeschrieben und werde ich zwei derselben von Angestellten meines Hauses bis New-York, eine andere bis nach West-Virginien begleiten lassen. Mitreisende wollen sich vertrauensvoll wenden an

Andr. Zwilchenbart,
 Basel,

oder an dessen Agenten in der übrigen Schweiz.

1. Am 9. Februar ab Basel, am 12. ab Havre mit französischem Postdampfer *Canada*.
2. Am 23. Febr. ab Basel, am 26. ab Havre mit französischem Postdampfer *Labrador*.
3. Am 24. Febr. ab Basel, am 26. ab Antwerpen mit belgischem Postdampfer *Wesland*.
4. Am 9. März ab Basel, am 12. März ab Havre mit französischem Postdampfer *France*.
5. Am 23. März ab Basel, am 26. März ab Havre mit franz. Postdampfer *Canada*.
6. Am 30. März ab Basel und Bern, am 2. April ab Havre mit franz. Postdampfer *Labrador*.

H304Q) (8168)



saubere, gefäufige nicht wird das weiß, kann man geben dabei han Stundenzahl nach kurze für 2 Tagen vollenden.

Donator für **Runi**

In Bern burg in Züri vorrätig:

Schwe

II. 30

Preis mit Unentbehr.



(System Schmelz) Stoffen, Chemikalien frischen, Knochen, für Gaudr, Göpel. **Steinbrecher** Schleudermühle Hartguth-Derfist Planroststäbe (patentirt, baren Guß u. In der Schweiz Dru

auf Wunsch meines Bruders der Sache an. Er verglich die Schrift in der Klage mit dem anonymen Schreiben, worauf Locher als Verfasser eindeutig feststand. Da Locher von meiner geplanten Amerikareise wusste, setzte er alles daran, dass der Prozess beschleunigt wurde, damit ich nicht etwa fliehen könne. Die grosse, zwei Folioseiten umfassende Anklageschrift wurde verlesen, in der er strenge Bestrafung und Entschädigung verlangte. Nach meiner gut begründeten Verteidigung wurde ich von Schuld und Strafe freigesprochen. Die Prozesskosten wurden dem Kläger für seine misslichen Anschuldigungen auferlegt.

Nun war mein Weg frei nach Amerika. Am 21. Februar verabschiedete ich mich von meinen zwei Kameraden, die als einzige während der ganzen Brandaffäre treu geblieben waren, Johann Bräm und Alfred Wetter.

Von meinen Eltern bekam ich 300 Franken, und gute Bekannte steuerten mir 40 Franken bei. Die Reise von Basel nach New York kostete 200 Franken, und das Billett von Zürich nach Basel schenkte mir mein Bruder. Am 22. Februar nahm ich Abschied von meinen Eltern und Geschwistern und fuhr mit meinem Kameraden Johann Schneider nach Basel. Mein Bruder begleitete uns. Der Abschied von ihm, dem letzten Familienglied, fiel mir sehr schwer. Wir wurden in die Emigranten-Kolonnen eingereiht. Mit dem Extrazug für Auswanderer ging es durch den Jura nach Delle, während sich das nächtliche Dunkel auf die Erde legte. So löste ich mich von der heimatlichen Erde.

Über das Meer nach Chicago

In Delle war Zollrevision, aber wir armen Emigranten hatten nichts für den Fiskus.

Bissig kalt war es, und die französischen Eisenbahnen waren nicht zum Heizen eingerichtet. Damit die Reisenden auf der langen Nachtfahrt nicht erfroren, schob man mit heissem Wasser gefüllte Blechtonnen in die Wagen. Wir konnten daran wenigstens unsere Füsse etwas wärmen. Endlich kamen wir am Morgen in Paris an. Ein Agent der Firma Zwilchenbart (Reisebüro in Basel) brachte uns zum Frühstück in ein Hotel. Nachher hatten wir Gelegenheit, auf eigene Faust die Stadt zu besichtigen. Auf drei Uhr wurden wir im Hotel zum Mittagessen zurückerwartet. Wir hatten aber nach unserem Besuch in der Stadt grosse Mühe, den Rückweg zu finden. Da wir der französischen Sprache nicht mächtig waren, nützte uns auch das Fragen nicht viel. Dennoch kamen wir gerade noch rechtzeitig zum Essen. Man führte uns dann wieder zum Bahnhof, wo wir den Zug nach Le Havre bestiegen. Wiederum fuhren wir in einem ungeheizten Wagen unserem Ziel entgegen. Unterwegs gesellte sich ein Kapuzinerpater zu uns; aber auch ihm erging es nicht besser. Er konnte sich nicht an uns und wir uns nicht an ihm erwärmen. Verständigen konnten wir uns auch nicht. Er sprach nur Französisch und wir nur Deutsch; gefroren und geschlottert haben wir aber gemeinsam.

Ein schöner Tag begrüßte uns bei unserer Ankunft in Le Havre am 24. Februar 1882. Nach dem Morgenessen konnten wir auch hier für kurze Zeit die Stadt ansehen. Wie wir annehmen konnten, sah auch diese Stadt wie andere Hafenstädte recht schmutzig aus. Mittags mussten wir uns einschiffen. Das Schiff «La République» war – nach unseren Begriffen – ein grosser alter Kasten. Als Zwischendeck-Passagiere wurden wir in Gruppen von fünf bis zehn Personen eingeteilt. In der Gruppe, in die ich gewiesen wurde, waren wir sechs junge Schweizer.

Einer von ihnen blieb mir immer in besonderer Erinnerung: Es war ein langer, hagerer Schaffhauser namens Tanner. Das Zwischendeck war ein grosser, durchgehender Raum mit unzähligen zweistöckigen Betten. Den Wänden entlang standen Tische mit den zugehörigen Hockern. Mehr an Ausrüstung bot uns das Zwischendeck nicht.

Um vier Uhr nachmittags wurden die Maschinen des Schiffes in Gang gesetzt. Langsam blieb die Küste mit Le Havre zurück, und es ging hinaus auf das offene Meer.

An Deck wurde bei warmem Sonnenschein getanzt und gesungen. Als die Dämmerung hereinbrach, mussten wir uns zum Nachtessen unter Deck begeben. Jede Gruppe bestimmte einen Mann zum Fassen wie im Militär. In der ersten Nacht schon rollte das Schiff, das heisst, es drehte sich in Richtung der Schraubenwelle. Ich wählte für mein Nachtlager ein oberes Bett. Am Morgen herrschte eine schreckliche Atmosphäre im Zwischendeck, die noch dadurch verschärft wurde, dass niemand auf Deck gehen durfte, weil in der Nacht ein Sturm aufgekommen war. Die Seekrankheit forderte ihre ersten Opfer, was sich vor allem durch den Geruch und die Ordnung bemerkbar machte. Da verging mir mein Appetit für das Morgenessen. Meine besorgte Mutter hatte mir ein paar Eier, etwas getrocknete Zwetschgen und einige Zuckerstücke mitgegeben. Davon konnte ich zum schwarzen Kaffee mit Brot etwas essen. Auf das, was aus der Schiffsküche kam, musste ich verzichten; mein armer Magen hätte dies nicht ertragen. Was das Auge erblickte, war ekelregend. So verging ein Tag nach dem andern, und immer stürmischer wurde das Meer, so dass es immer weniger in Frage kam, auf Deck zu gehen und frische Luft atmen zu können. Dabei hätte dies so gut getan!

Tanner, unser Schaffhauser, war eben das Essen holen gegangen, als unser Schiff wieder in hohe Wellen geriet. Wie er nun mit dem vollen Tablett mit den verschiedenen Schüsseln darauf die Treppe herunter kam, neigte sich das Schiff besonders stark, und der Schaffhauser flog samt dem Essen die Treppe hinunter. Er raffte sich gleich wieder auf, nahm das zerstreute Essen zusammen und ging damit an seinen Platz. Niemand mochte sich bedienen, mit Ausnahme seiner selbst und meines Kameraden Schneider. Diese beiden waren glücklich von der Seekrankheit verschont geblieben.

Erst eine Woche später, am Freitag, dem 3. März, gab der Sturm etwas nach. Die Wellen gingen aber immer noch hoch. Dennoch durften wir endlich wieder einmal an Deck an die frische Luft. Es war sehr kalt draussen, weshalb wir uns um den Lichtschacht des Maschinenhauses lagerten, denn dort strömte immer etwas warme Luft herauf. Plötzlich kam von der andern Seite eine grosse Sturzwelle. Unser Schiff neigte sich zur Seite, und wir wurden an die Reling geschwemmt. Wir waren nass wie Wasserratten; immerhin war dies aber einmal eine Abwechslung auf unserer Seefahrt.

Am Sonntag legte sich der Sturm. Mit dem günstigen Wind trat aber auch kaltes Wetter ein. Das Wasser auf dem Takelwerk gefror, und der ganze Schiffsaufbau überzog sich mit einer Eiskruste. Am Sonntagvormittag mussten die Matrosen an den Strickleitern auf die Masten klettern, um die Segel zu öffnen und zu spannen. Dabei glitt ein Matrose aus und fiel auf das Deck hinunter, wo er tot liegen blieb. Seine Leiche wurde in ein Segeltuch eingenäht und am folgenden Tag mit den bei dieser Bestattung üblichen Zeremonien dem Meer übergeben. Erst jetzt wurde bekannt, dass während des Sturmes ein

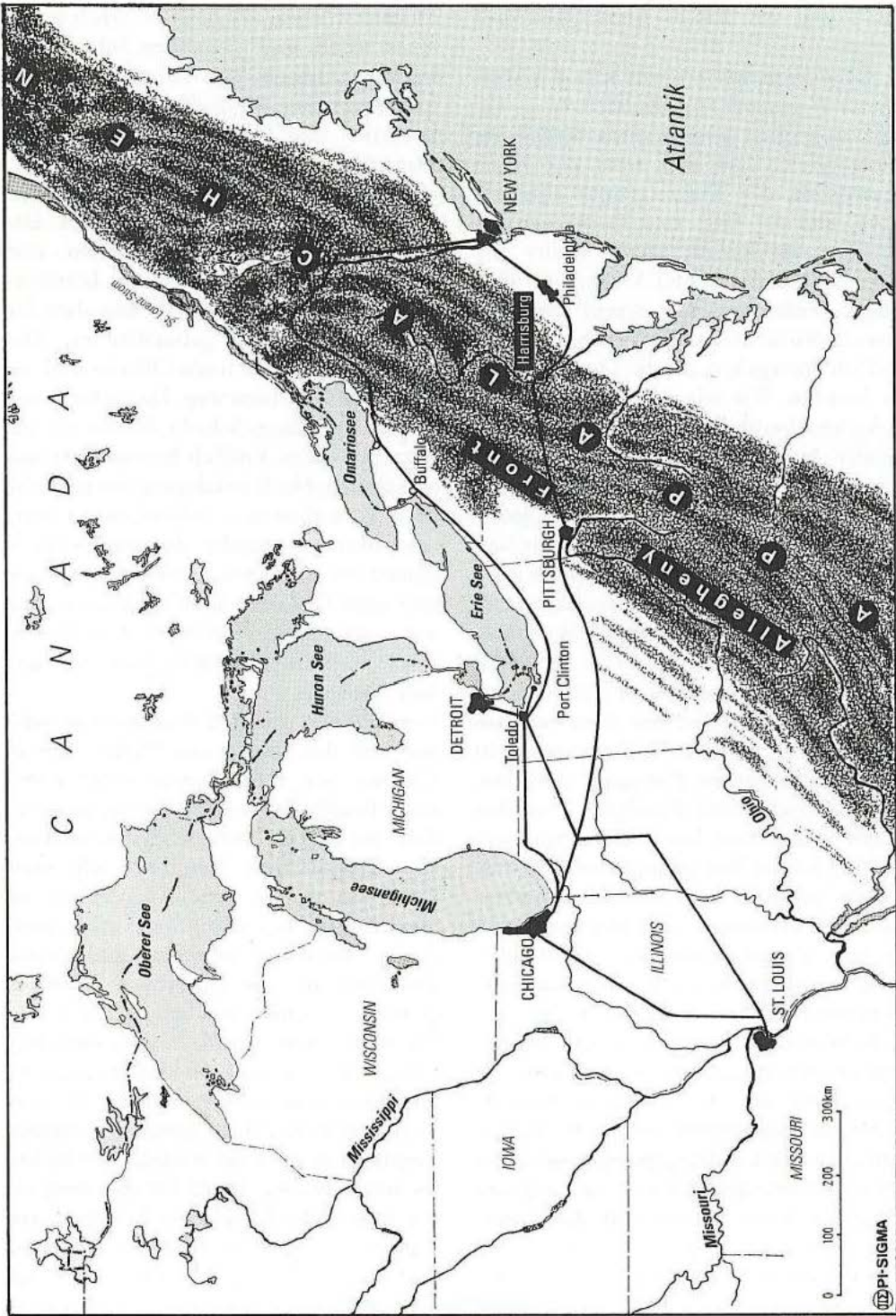
Kind und ein älterer Mann gestorben waren.

Glücklicherweise wurde jetzt das Wetter etwas angenehmer. Es blieb zwar sehr kalt, aber man konnte doch täglich auf Deck gehen. Bald aber brach der Sturm wieder los, die Wellen gingen abermals hoch, und das Hin- und Herwiegen des Schiffes, das Rollen, setzte wieder ein. Unser fahrendes Hotel krachte in allen Fugen. Vielen wurde es erneut übel, und manche wünschten sich, das Schiff möchte endlich untergehen, um der Qual ein Ende zu bereiten. Wie wir uns aber dem Land näherten, beruhigten sich die Elemente wieder. Am Freitag, dem 10. März, sichteten wir bei Tagesanbruch Land. Das Gefühl der Erleichterung, das wohl jeden beschleicht, wenn nach einer langen Seefahrt Land in Sicht kommt, erfüllte auch mich. Das Schiff stoppte und nahm den Lotsen, der es in den Hafen zu führen hatte, und den Quarantäne-Arzt an Bord, die mit einem Kutter an unsere Seite gekommen waren. Während wir dann langsam weiterfuhren, wurden die Vorbereitungen zum Ausschiffen der Passagiere getroffen. Alle Zwischendeck-Passagiere wurden durch zwei Ärzte kontrolliert, und wer nicht in letzter Zeit geimpft worden war, musste sich jetzt einer Impfung unterziehen. Wer krankheitsverdächtig war, wurde zum Zurückbleiben in «Castle Gardens» bestimmt, dem damaligen Ausschiffungsplatz für Zwischendeck-Passagiere.

Beim Anlegen des Schiffes gab es noch einmal ein Unglück. Das Schiff wurde mit einer Seilwinde, die von einer Dampfmaschine angetrieben war, mit starken Tauen an den Landungsquai gezogen. Ein Offizier leitete das Manöver, und mehrere Matrosen legten das sich von der Trommel abwindende Seil an einen Ring. Mit einigen andern Passagieren beobachtete ich – natürlich in der vorgeschriebenen

Distanz – diesen Vorgang. Plötzlich gab es einen Knall, und man hörte Schreie von Matrosen. Im gleichen Moment war alles in dichten Dampf gehüllt. Es gab ein eiliges Hin- und Herrennen. Als sich der Dampf langsam verzog, sah man den Offizier und einige Matrosen leblos am Boden liegen. Es war ein trauriger Anblick. Die Passagiere mussten sich entfernen, und über den Vorfall wurde eine Untersuchung eingeleitet. Man stellte fest, dass der Zylinder der Winde geborsten war. Die Besatzung trug den toten Offizier und die verletzten Matrosen weg. Das Schiff wurde nun mit einem Schiebe-Kutter an den Quai gestossen. Endlich konnten wir uns ausschiffen. Nach Erledigung der gesetzlichen Formalitäten – Zollrevision, Personalieneintrag, Angabe des Reiseziels – kamen wir auf einen kleinen Kutter, der uns nach Hoboken hinüber brachte, wo wir von einem Vertreter des Hotels «Grütli» (Besitzer: Martin Gasser) abgeholt wurden.

In diesem guten Schweizerhaus nahmen wir den Lunch ein. Mein Ziel war Chicago, wo mein Kamerad Schneider einen Bruder hatte. Auch wusste ich, dass dort ein Bürger von Schlieren wohnte, Herr Rudolf Lips. Ihm hatte ich einen Brief von seinem Bruder zu Hause zu überbringen. Ich erkundigte mich nach den Kosten des Bahnbillettes und erfuhr, dass noch am gleichen Abend ein Emigrantenzug mit verbilligten Taxen ins Landesinnere fahre. Wir beschlossen, diesen zu benützen, da mein kleiner Geldvorrat keinen unnötigen Aufenthalt in New York gestattete. Nach Bezahlung meiner Verpflegung im Hotel «Grütli», des Billettes nach Chicago, das 75 Franken kostete, und dem Einkauf von etwas Reiseproviand blieben mir noch ganze sieben Franken. So fuhren wir noch am gleichen Freitag, dem 10. März, mit der Pennsylvania-



Eisenbahn von New York weg. Die Route führte uns in der Nacht über Philadelphia (im Staate Pennsylvania). Von der Gegend sahen wir nichts, und wir gaben uns dem Schlaf hin. Es war in diesem Zug eher möglich zu schlafen als in den französischen Bahnen und auf dem Schiff. Zwar war das Lager hart, aber die Wagenfederung und die Heizung waren gut.

In der Morgendämmerung erreichten wir Harrisburg, eine grössere Industriestadt. Nach kurzem Aufenthalt zum Fassen von Wasser und Kohle für die Lokomotive ging es wieder weiter. Eine Schneedecke lag über dem Land. Die Fahrt führte durch weite Täler mit noch jungen Ansiedlungen; Gebirgszüge von 100 bis 600 m Höhe (Alleghenygebirge) begrenzen diese Täler. Die Vegetation bestand fast ausschliesslich aus Laubholz; mitunter waren einige Zedernholzgruppen zu sehen. Tannen hingegen suchten wir vergebens.

In vielen Kurven überwand die Bahn eine grosse Steigung. Sie zog sich den Höhenzügen entlang und erreichte so das Talende und damit die Wasserscheide bei der bekannten Hufeisenkurve (Horse-shoe-Road). Durch diese Linienführung, die eine schöne Aussicht gewährte, konnten die teuren Tunnelbauten vermieden werden, die in dieser Grösse damals auch nur schwer zu bewältigen gewesen wären. Unten im Tal trafen unsere Blicke auf ganz neue, primitive Ansiedlungen, wo Menschen und Tiere, Schweine und Hühner, denselben Hauseingang benützten.

Endlich erreichten wir Pittsburgh. Schon von weitem sah man die düstere, rauchige Atmosphäre, die über dieser Kohlen-, Eisen- und Stahlstadt lag. An Hochkaminen, Eisenschmelzen und Fabriken vorbei langten wir im Bahnhof an. Wir hatten eine Stunde Aufenthalt, die ich dafür verwendete, die nächste Umge-

bung des Bahnhofes zu besichtigen. Die Strassen waren schmutzig und die Häuser alle schwarz vom Kohlenstaub. Da ich den Zug nicht ohne mich weiterfahren lassen wollte, kehrte ich rechtzeitig um, in der Hoffnung, schönere Gegenden durchfahren zu können. Nach etwa zwei Stunden Fahrzeit wurde die Hügellandschaft durch Flachland abgelöst. Es tat sich vor uns eine grosse, weite Ebene auf, in der hie und da kleine, unbewaldete Höhen lagen. Sie waren anzusehen wie vereinzelte Wellen auf dem Meer. Der Zug sauste jetzt durch Weideland, wobei gelegentlich auch eine Getreidepflanzung zu entdecken war. Langsam wurde es wieder dunkel, und unser Zug hielt, als es ganz finster war, in Fort Wayne an, dem grossen Knotenpunkt, wo wir auf den Anschluss anderer Züge warten mussten. Dann rollte der Zug in raschem Tempo weiter und weiter. Ich legte mich in meinem Sitzbankwinkel zurecht und schlummerte bald fest ein. Wir Emigranten brauchten zum Schlafen keinen Pullmanwagen. Wie ich dann wieder erwachte, begann der junge Tag zu grauen, und in der Ferne schimmerten die Umriss eines grossen Sees. Ich erkundigte mich nach dessen Namen. Meine Englischkenntnisse dafür entnahm ich einem kleinen Büchlein, das ich für die Reise in Zürich gekauft hatte. Es trug den Titel «Der beredete Engländer». Oft konnten auch die Bahnbeamten wenigstens einige Brocken Deutsch. Man erklärte mir also, das sei der Michigansee. Wie glücklich war ich, diesen Namen zu hören! Nun wusste ich, dass Chicago nicht mehr weit war. Häusergruppen tauchten auf. Wir durchfuhren grössere Ortschaften, die Vororte von Chicago, und am Sonntagmorgen, am 12. März 1882, fuhren wir um sieben Uhr im Bahnhof dieser Stadt ein.

Auf dem Perron erwartete uns schon der Bruder meines Kameraden. Nach der

Begrüssung und der gegenseitigen Beantwortung vieler Fragen geleitete er uns ins Gasthaus in der 12. Strasse, in dem er logierte.

Hier nahmen wir sofort eine Reinigung vor, um die lästigen Ruhestörer, die während unseres Aufenthaltes unter den Emigranten auf uns übergesiedelt waren, wieder loszuwerden. Dann frühstückten wir; es war seit zwei Tagen die erste rechte Mahlzeit. Unterdessen trafen einige Schweizer in der Wirtschaft ein, um die Neuangekommenen zu begrüßen. Unter ihnen war auch Adolf Hunziker, geboren 1857, der vier Jahre später mein Schwager wurde, was ich damals natürlich noch nicht ahnen konnte. Diese Landsleute waren sehr freundlich mit uns, und wir mussten ihnen allerlei Auskünfte über ihre alte Heimat geben.

So ging der Vormittag rasch herum. Nach dem Mittagessen fuhr ich mit der Strassenbahn, begleitet von einigen Landsleuten, zu Herrn Lips, der in der Aussengemeinde Englewood eine Wirtschaft betrieb. Als wir dort ankamen und ich ihm den Brief übergab, hatte der damals 50jährige Mann eine grosse Freude, jemand aus seiner Heimatgemeinde, einen echten Bürger von Schlieren, begrüßen zu können. Es gab ein Familienfestchen, zu dem sich immer mehr Landsleute einfanden. Es wurden Schweizerlieder gesungen und Schweizerdeutsch deklamiert. Die Zeit verging dabei so schnell, dass die Sorgen um meinen leeren Geldbeutel gar nicht aufkamen. Kurz vor meiner Rückkehr in die Stadt fragte mich Lips: «Na, Johnny, was willst du arbeiten?» Ich erklärte ihm, dass ich Lust hätte zur Gärtnerei, ich sei aber jetzt, angesichts der grossen finanziellen Ebbe, bereit, die erste sich bietende Arbeit anzunehmen; ich wolle nicht schon Schulden machen. Herr Lips anerkundete sich, mir bei der

Arbeitssuche zu helfen. Am besten wäre es, wenn ein Arbeitsplatz ganz in der Nähe gefunden werden könnte. Seine Frau, eine gebürtige Polin, unterstützte ihn mit den Worten: «Ja, ja, Papa, wir wollen diesen Bub in der Nähe haben; der sieht jetzt schon aus wie ein halber Indianer!» Ich war damals ein kleiner Knirps mit gesundem Aussehen, brauner Hautfarbe und schwarzem Haar. Wir verabschiedeten uns und fuhren in die Stadt zurück. Dieser Empfang hatte meinem immer noch seekranken Gemüt wohlgetan und liess mich fröhlicher in die Zukunft blicken.

Schwerer Anfang

Am Montag zeigte man uns die Stadt. Schon am Dienstag erhielt ich von Lips Bericht, dass er etwas für mich gefunden habe; ich solle mich dort vorstellen gehen. Darum fuhr ich, begleitet von meinem Kameraden Schneider, der inzwischen auf seinem Beruf als Schlosser Arbeit gefunden hatte, hinaus zu Lips. Er führte mich zu einem Gärtner namens Franzen, einem Elsässer. Dieser hatte eine grosse Familie mit fünf zum Teil verzogenen Kindern. Für die Gärtnerei besass er etwa 60 Aren Land. Daneben nannte er zwei Pferde, eine Kuh und zwei Schweine sein eigen.

Meine Arbeit bestand in der Gartenarbeit und in der Besorgung der Tiere. Er offerierte mir dafür einen Jahresbarlohn von 140 Dollars, wobei ich natürlich Kost und Logis beim Meister hätte. Ich war glücklich, Arbeit gefunden zu haben und nicht lange müssiggehen zu müssen. Ich konnte gleich anderntags, am Donnerstag, eintreten. Ich musste einmal wöchentlich mit dem Gemüse in verschiedene Läden der Stadt fahren. Die ersten beiden Male kam der zwölfjährige Sohn des Meisters

mit und zeigte mir die Orte, wo das Gemüse abgeliefert und gleich die Bestellung für die nächste Woche aufgenommen werden musste. Das war nun für mich als Greenhorn (so nannte man die Frischeingewanderten) nicht so leicht. In Englewood sprach man nur Englisch, und man hörte auch nichts anderes, so auch in diesen Spezereiläden. Ich nahm natürlich immer mein in Zürich gekauftes Sprachbüchlein mit, worin ich jeweils nachsehen musste, wenn ich mich verständlich machen wollte. Die Leute mussten allerdings oft lachen über die Ausdrücke, die ich brauchte, und sie verbesserten mich, wenn ich die Wörter falsch aussprach. Dafür war ich natürlich dankbar. Zu Hause lernte ich fleissig, und oft half mir der Sohn des Meisters beim Übersetzen. Ich wollte nicht, dass ich immer «Greenhorn» genannt wurde. Mit der Zeit wurden denn meine Sprachkenntnisse auch besser.

Die Anpflanzzeit kam. Der Garten war mit einem etwa 180 cm hohen Palisadenhag umgeben, und diesem entlang waren an der Süd- und an der Westseite Weidenbäume als Windschutz gepflanzt. Auf diesen beiden Seiten war im vorangegangenen Jahr ein Graben ausgehoben worden, und die ausgegrabene Erde hatte man zu einem Wall aufgehäuft. Nun musste ich mit der Grabgabel diese Erde verteilen. An der Nordseite, wo ich mit der Arbeit begann, führte eine Strasse vorbei. Kaum hatte ich zwei Meter vom Wall weggegraben, da hob ich mit einem Stich eine grosse Natter aus, die regungslos ringförmig dalag. Anfänglich fürchtete ich mich. Als ich aber sah, dass sie kein Lebenszeichen von sich gab, warf ich sie mit der Gabel über den Hag auf die Strasse. Aber mit jedem neuen Stich in die Erde hob ich ein weiteres Reptil aus. Die Nattern waren noch im Winterschlaf – es war noch früh im März –, und so warf ich alle über den

Hag auf die Strasse, die nur selten befahren wurde. Nach zwölf Uhr kamen die Schulkinder des Weges. Die frecheren fassten die Nattern hinter dem Kopf und rannten mit ihnen denjenigen nach, die sich fürchteten. Natürlich verursachte dies einen Heidenlärm.

Die Verpflegung an diesem ersten Arbeitsplatz war äusserst mangelhaft. Fast täglich erhielt ich gepökelten Speck. Dies waren ganze Speckseiten (die Rippen entfernt), mit Meersalz bestreut und in einem Keller aufgeschichtet. Dieser Speck wurde in Scheiben geschnitten und gebraten. Es war also einfach gebratenes, stark gesalzenes Fett. Dazu gab es Kartoffeln. Dieses Gericht wurde fast täglich vorgesetzt. Es war aber auch Rindfleisch im Hause. Davon machte die Meisterin nur Suppe; das Fleisch gab sie den Hunden. Oft nahm ich es dann aus der Schüssel und ass es.

Der Sommer zog ins Land, und mit ihm wurde es heiss. Vom gesalzenen Speck gab es zusätzlich riesigen Durst. Um ihn zu löschen, war ich gezwungen, vom Seewasser zu trinken. Durch den Genuss der salzigen Speisen und das viele Wassertrinken lösten sich die Schleimhäute im Magen und in den Därmen. Ich liess aber niemanden etwas merken, bis ich dann eines Tages im Garten umfiel und nicht mehr aufstehen konnte. Als ich nicht zum Essen kam, suchte man mich, und man fand mich in diesem Zustand der Schwäche. Die Meisterin holte den Knecht ihres Vaters, der gerade im Garten nebenan arbeitete, und dieser brachte mich ins Bett. Man rief den Arzt, der die Erkrankung der Magen- und Darmschleimhäute feststellte. Sie war auch die Ursache für die starke Diarrhöe, die mich derart schwächte. Ich musste im Bett bleiben. Da man damals noch keine Bettflaschen kannte, ordnete der Arzt an, dass man Backsteine heiss mache und mir diese, in wollene Tücher

eingewickelt, auf den Bauch lege. Essen durfte und konnte ich anfänglich nichts. Ich bekam nur einige Löffel Cognac im Tag. Die Prohibition (Verbot der Herstellung und des Verkaufs alkoholhaltiger Getränke) existierte damals noch nicht. Davon profitierte vor allem mein Meister im Übermass, denn er torkelte oft über zwei Wochen im gleichen Rausch umher. Drei Wochen lag ich krank. Dann besserte sich mein Zustand langsam. Inzwischen war noch ein weiterer Mann angestellt worden, ein biederer Württemberger, der etwa fünf Jahre älter war als ich. Er hatte schon im Jahr zuvor hier gearbeitet. Wir mussten das gleiche Bett teilen. Schon während meiner Krankheitszeit hatte ich im Bett mitunter ein unangenehmes Gefühl. Ich spürte ein unerklärliches, ungewohntes Beissen an meinem Leib. Ich wusste aber nicht, was es war, denn ausser Flöhen waren mir keine Parasiten bekannt. Als wir eines Nachts – ich arbeitete bereits wieder – arg geplagt wurden, rief der Schwabe: «Steh auf, Schweizer, und mach Licht!» Wir sprangen aus dem Bett, ich machte sofort Licht und zündete auf unser Lager. Da sprangen sie nach allen Seiten. Ich fragte, was dies für «Viecher» seien. Mein Mitschläfer erklärte mir, es seien Wanzen. Beim genauen Hinsehen entdeckten wir, dass alle Fugen der Bettstelle voll waren von diesem Getier. Wir richteten uns für die Nacht auf dem Boden ein. Am Morgen verlangte der Schwabe – Georg Dürst war sein Name –, dass das Bett gereinigt werde, andernfalls würde er ausziehen. Das Bett wurde dann natürlich in Ordnung gebracht.

Eines Tages – wir setzten gerade Sellerie, und die Sonne brannte heiss auf unsere Rücken – verdunkelte sich auf einmal die Sonne wie bei einer Sonnenfinsternis. Der Meister kam mit Säcken auf den Armen aus dem Haus gerannt. «Die Heu-

schrecken kommen!», rief er und gab jedem von uns einen Sack, mit dem wir auf die Tiere losschlagen sollten. Schon setzte sich der ganze Schwarm bei uns nieder, und wir schlugen wie wild. Es nützte aber nichts. Etwa zehn Zentimeter dick lagen die Heuschrecken auf dem Boden, und sie fingen sogleich zu fressen an und bewegten sich vorwärts. Unser Zertreten und Schlagen hatte keinen Erfolg, immer kamen frische Massen heran. Es sah aus wie kleine Wellen auf dem Wasser. Südlich unseres Landstücks führte eine Eisenbahnlinie mit sechs Gleisen vorbei, und die Heuschrecken wogten über die Schienen hinweg. Als ein Zug kam und die Stelle erreichte, fing er an zu schleifen. Die Räder drehten leer, und der Zug konnte nicht weiterfahren. Da wir mit unseren Säcken nichts ausrichten konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis sich der Schwarm verzogen hatte. Wie öde sah nachher der Garten aus! Alles war kahlgefressen bis auf den Sellerie und die Tomaten, die von den Heuschrecken offensichtlich verschmägt wurden. Der Meister tobte und fluchte, doch das half nichts. Wir mussten wieder frisch anpflanzen. Wir setzten jetzt Bleichsellerie und Spätkohlgemüse. Zum Glück waren die gefürchteten Heuschrecken in jener Gegend selten. Es schien sich bei diesem Überfall um einen Nebenschwarm zu handeln, der vom Süden her kam, wo er sich entwickelt hatte.

Als die Pflanzzeit vorbei war, wurde Dürst wieder entlassen, und ich blieb mit meinem Schicksal allein. Das alte Menu kam wieder auf den Tisch. Auf meine Erkrankung nahm niemand Rücksicht. Ich konnte aber jetzt den Durst löschen, indem ich Tomaten ass. So konnte ich einen Rückfall verhindern. Am Sonntag ging ich mitunter zu Lips. Als er sich nach meinem Befinden erkundigte, wagte ich

aber nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Ich wollte nicht den Anschein erwecken, ich sei wählerisch und unzufrieden. Ich war entschlossen, ein Jahr auszuhalten.

Der Herbst kam. Die Gartengewächse wurden eingegraben, andere in den Keller gebracht. Im November wurde es schon tüchtig kalt, der Winter kündete sich an. Das ganze Land wurde gepflügt. Jeden Morgen musste ich jetzt zweimal in die Stadt fahren, um bei den Stallungen den Pferdemist abzuholen. Man erhielt ihn gratis, musste aber am Morgen der erste sein. Deshalb musste ich schon um vier Uhr – ohne Frühstück – wegfahren. Ich fütterte nur das Pferd, damit es besser laufen konnte. Gegen sieben Uhr war ich wieder zurück, dann waren zuerst die Tiere zu füttern. Anschliessend bekam ich mein Morgenessen, das inzwischen kalt

geworden war. Meine Meisterin hatte nur ein faules Dienstmädchen als Hilfe. Sie selber war aber noch bequemer und dazu noch unsauber. Sie blieb am Morgen jeweils im oberen Stock beim Ofen.

Die Kälte kam noch stärker, so dass meine Stiefel und meine Hosen über Nacht hart gefroren, und in der Scheune gefror auch der Mist der Tiere, so dass man ihn weghacken musste. Ich half mir, indem ich tagsüber Papier, leichtes Brennmaterial und Maiskolbenhülsen zusammensuchte, um damit in der Frühe im Kochherd Feuer zu machen. So konnte ich meine Schuhe und Kleider aufwärmen. Von der Kälte bekam ich aufgesprungene Hände (den «Hecker»), und beinahe an jedem Fingergelenk bekam ich Risse, so dass ich nur mit grossen Schmerzen die Kuh melken konnte. Aufgeschwollene



Holzhäuser entlang einer staubigen, unbefestigten Strasse. So sahen im 19. Jahrhundert amerikanische Städte des Mittleren Westens nach ihrer Gründung jahrzehntelang aus. Viele verschwanden wieder, ohne je über dieses Stadium hinausgekommen zu sein.

Füsse mit der «Gfrörni» dran plagten mich beim Gehen. Trotzdem arbeitete ich alle Tage.

Eines Tages kehrte ich auf dem Heimweg bei Lips ein. Als er bei der Begrüssung meine Hände sah, war er entsetzt und fragte mich, was schuld daran sei. Hierauf schilderte ich meine Lage. Zuerst war er sehr böse, weil ich ihn nicht früher orientiert hatte. Ich müsse doch nicht nach Amerika kommen, um schon im ersten Jahr meine Gesundheit zu ruinieren. Er hiess mich dann, am Sonntagmorgen zu ihm zu kommen, damit wir Unterkleider und Schuhe kaufen konnten. Bis dahin hatte ich keine Unterkleider gekannt. Am Sonntag bat ich meinen Meister um etwas Geld. Er wollte mir aber keines geben, weil ich vor nicht langer Zeit von ihm 20 Dollars bezogen und nach Hause geschickt hatte. Daraufhin versuchte ich mein Glück bei der Meisterin. Ich zeigte ihr meine Hände und Füsse und erklärte ihr, dass ich das Geld für den Kauf von warmen Kleidern dringend nötig hätte. Sie liess sich schliesslich erweichen und händigte mir einige wenige Dollars aus. In Begleitung von Lips suchte ich einen Laden auf und erstand mir warme Kleider und ein Paar mit Schaffell gefütterte Stiefel. Lips lud mich anschliessend bei sich zum Essen ein. Das war die erste gute Mahlzeit seit langer Zeit. Nach dem Essen redeten wir über die Arbeit und das Essen bei Franzens, und er befahl mir, meine Stelle zu kündigen. Er meinte, ich hätte diesen Arbeitsplatz schon im Sommer, als ich wieder einigermassen hergestellt war, verlassen sollen. Ich bekam Mut und ging, als ich heimkam, schnurstracks zum Meister und teilte ihm meinen Entschluss mit. Er nahm mir dies aber übel und wollte mich nicht ziehen lassen. Ich beharrte aber auf meiner Kündigung und begründete sie damit, dass ich meine Glieder heilen lassen

müsse und darum mit der Arbeit aussetzen gedenke. Es war gerade Samstag vor Weihnachten, als ich mein Bündel schnürte und zu Lips zog. Ich war noch nicht lange dort, als auch mein Meister Franzen dort auftauchte. Er offerierte allen Leuten in der Wirtschaft Drinks (Getränke), Bier oder Schnaps. Er wollte damit bei Lips erreichen, dass er mich mit ihm zurückschicke und ich die Arbeit bei ihm wieder aufnehme. Seine Spekulation ging aber daneben. Inzwischen war er selbst so betrunken, dass er weder gehen noch stehen konnte. Wohl oder übel musste ich ihn nun auf dem Heimweg begleiten. Ich brachte ihn aber an der nächsten Strassenkreuzung auf die Strassenbahn und bat den Billeteur, ihn an der 59. Strasse abzusetzen, von dort aus finde er den Heimweg schon noch. Ich konnte – bis meine Hände ein besseres Aussehen hatten – bei Lips bleiben. Selbstverständlich half ich ihm in der Wirtschaft mit. Nebenbei machte ich Laubsägearbeiten. Ich hatte nämlich im vergangenen Sommer Gelegenheit gehabt, eine Maschine zum Treten zu kaufen. Ich dekorierte nun die Wirtschaft mit Uhrengehäusen, Rähmchen für Photos, Etagèren und Ähnlichem.

Stellenwechsel

Im Februar 1883, als ich wieder einigermassen hergestellt war, bekam ich Arbeit in der Brauerei, von der wir das Bier bezogen. Ich musste als Malzführer mit einem zweispännigen Wagen die Gerste vom Lagerhaus in die Brauerei fahren und noch anderlei Fuhren besorgen. Der Lohn war recht. Zudem bekam ich jeden Tag zwanzig Gutscheine für je ein Glas Bier. Trotz dieser Gutscheine wurde ich aber nicht zum Biertrinker, denn nach vier bis fünf

Gläsern war mein Verlangen gestillt. Die restlichen Marken fanden aber leicht Absatz. Mein Zimmernachbar, ein norddeutscher Brauereigehilfe, der seine zwanzig Marken verbrauchte, fragte mich jeweils abends: «Na, John, hast du keine Biermarken übrig?»

Ich war etwa vier Wochen als Fuhrmann tätig, als eines Tages aus Norden, vom See her, eine Kältewelle kam. Ich bekam Zahnschmerzen, und meine linke Wange wurde arg geschwollen. Da ich aber meine Arbeit erst aufgenommen hatte, wollte ich nicht schon aussetzen. Meine Wange wurde aber hart wie Stein und schmerzte mich so stark, dass ich doch zu Hause im Bett bleiben musste. Meine Logisfrau war sehr in Sorge und liess den Arzt kommen, der eine Erkältung und eine gefährliche Verhärtung feststellte. Die Frau musste mir Tag und Nacht heissen Flachssamenbrei auflegen und Tee zum Trinken brauen. Am dritten Tag wurde die Verhärtung endlich aufgeweicht. Nach zwei weiteren Tagen brach die Geschwulst auf und sonderte viel Eiter ab. Beim letzten Arztbesuch sprach mich der Doktor auf meine empfindliche Konstitution an und empfahl mir, Sorge zu mir zu tragen. Ich begriff, dass eine Brauerei für mich nicht geeignet war, und ich sah mich darum in der Zeitung nach einer passenderen Stelle um. Ich entdeckte, dass eine Möbelfabrik in der Stadt zwei Packer suchte. Ich ging hin, meldete mich und erkundigte mich nach der Höhe des Lohnes. Man bezahle einen Dollar im Tage, sagte man mir. Mehr könnten sie mir nicht bezahlen, da für diesen Lohn genügend Leute gefunden werden könnten, sogar verheiratete. Ich fing nun zu rechnen an:

Im Monat konnte ich also höchstens 26 Dollars verdienen. 24 Dollars kosteten mich Kost und Logis, dazu hatte ich noch Ausgaben für die Wäsche, und bei

schlechtem Wetter musste ich mit dem Tram zur Arbeit fahren. Da würde mir also für andere Ansprüche nichts mehr bleiben. Nun, die Kleider, die ich hatte, reichten eine Zeitlang. Also musste es doch gehen, und vielleicht liess sich ja in einigen Monaten etwas anderes finden. Da man mir auf meine Erkundigung hin noch versicherte, dass ich an allen Holzbearbeitungsmaschinen angelehrt werde, nahm ich die Stelle trotz aller Bedenken an. Zu Hause klärte ich bei meiner Logisfrau noch ab, ob ich bei ihr bleiben dürfe. Sie war damit einverstanden. Darüber war ich sehr froh, denn an einem andern Ort wäre es sicher teurer geworden.

Die Arbeit an dieser Stelle war für mich vollkommen neu. Ich musste genau anpassen, damit ich alles sofort erfassen konnte. Ich hatte Glück: Man stellte mich an die Bandsäge, an die Fräse und an die Hobelmaschine. Der Geschäftsteilhaber wollte mich sogar an der Kehlmaschine anlehren; es mussten Stuhlbeine ausgekehlt werden. Ich reichte dem Meister das Holz und musste nun genau darauf achten, wie dieses in die Maschine gehalten werden musste. Auf einmal gab es einen heftigen Knall, und der Meister hielt seine linke Hand in die Höhe. Sofort stellte ich die Maschine ab, und wir sahen, dass an der Hand des Meisters der Mittelfinger fehlte.

Schutzvorrichtungen, wie sie heute vorgeschrieben sind, kannte man damals noch nicht. Auch waren die Arbeitgeber nicht verpflichtet, ihre Leute gegen Unfall zu versichern; jeder hatte für sich selber zu sorgen. Der Meister ging sofort zum Arzt, um die Verletzung behandeln zu lassen. Als er zurückkam, fragte er mich, ob ich seine Arbeit weiterführen wolle. Die Lust dazu war mir aber vergangen; die Sache kam mir zu gefährlich vor. So wurde mir ein anderer Arbeitsplatz zugewiesen.

Eines Sonntags besuchte ich Lips, bei dem meine Briefe aus der Heimat eintrafen. Mit Freuden sagte er schon bei der Begrüssung: «Du, John, ich weiss dir etwas Neues. Dieser Tage war ein Vertreter einer kleinen Billardfabrik hier und bewunderte deine Laubsägearbeiten. Einen solchen Mann könnten sie brauchen, sagte er. Ich versprach ihm, dich zu ihm zu schicken.» Also ging ich gleich tags darauf am Nachmittag dorthin und stellte mich unter Berufung auf Herrn Lips vor. Der Prinzipal, Herr Stoll, ein Schaffhauer, schaute mich fest an und sagte: «So, du bisch dä jung Schwiizer, wo so Laubsägearbet macht. Jä, bi öis isch es e chli andersch. Mir tüend Furnier aschnüide, und zwar in ere Maschine zum Trätte.» Ich erklärte ihm, ich besässe auch eine Maschine zum Treten. In diesem Falle könne ich die Arbeit bei ihm auch lernen, sagte er, ich solle gleich morgen beginnen. Damit war ich bei Herrn Stoll angestellt. Ich ging in die Möbelfabrik und liess mich auszahlen. Kündigungsfristen gab es damals nicht. So wanderte ich am nächsten Morgen zu der 20 Minuten weiter entfernten Arbeitsstelle. Gross war mein Erstauen eine Woche später beim Zahltag, denn ich erhielt 1,50 Dollars mehr in der Woche als in der Fabrik mit den gefährlichen Maschinen. Das spornte mich an, und ich lernte, soviel ich konnte. Bald lief mir die Laubsägearbeit mit den Furnieren bestens. Die Schreiner, die meine Erzeugnisse weiterverarbeiteten, waren mit mir sehr zufrieden.

Unter diesen Schreibern war auch ein älterer Schweizer namens Märki. Er stammte aus dem Kanton Aargau. Mit ihm verstand ich mich sehr gut. Er veranlasste mich, einer «Loge» beizutreten, in der er Mitglied war. Diese Loge war ein Verein mit einer Versicherung für Krankheit, Unfall und Todesfall. Die Versammlun-

gen wurden in religiösem Rahmen abgehalten. Für junge, alleinstehende Leute bot dies eine geistige Grundlage, die einem half, in einer so grossen Weltstadt, wie sie Chicago schon damals war, nicht unterzugehen.

In dieser kleinen Billardfabrik wurde ich systematisch nachgenommen, und ich stieg von Stufe zu Stufe. Da ich mit der Laubsägearbeit nicht immer ausgelastet war, musste ich lernen, die Billardtische mit dem grünen Tuch zu überziehen. Bald konnte ich zusammen mit dem Vorarbeiter – einem Preussen namens Schulz – in den Wirtschaften der Stadt neue Tische montieren und alte reparieren. Später musste ich diese Arbeiten allein ausführen gehen.

Im folgenden Winter liess die Arbeit nach. Neue Tische wurden nicht mehr bestellt, und für die bereits verkauften ging das Geld nur spärlich ein. Eines Tages rief der Prinzipal alle Arbeiter zusammen und erklärte, der Geschäftsgang sei sehr flau. Er habe ganz besonders unter der Konkurrenz einer grossen Firma zu leiden, die schon drei kleinere Geschäfte in der Grösse seines eigenen erdrücke. Er könnte sein Geschäft gut für drei Monate schliessen. Er wolle aber seine Leute weiterbeschäftigen, doch sei es nötig, die tägliche Arbeitszeit auf acht Stunden zu reduzieren. Man könnte dann in der übrigen Zeit noch einem Nebenverdienst nachgehen. Der alte Märki war sofort einverstanden, und ich schloss mich ihm an. Die andern wollten aber nicht, und sie drohten, sie würden in diesem Falle weggehen. Der Prinzipal liess sie gehen. Die ausbezahlten Arbeiter wollten nun auch mich zum Ausziehen bewegen. Ich blieb aber bei Herrn Stoll. Meine freie Zeit nützte ich aus, um mich in der Sprache zu verbessern. Daneben verdiente ich meine Kost, indem ich in einer Wirtschaft mithalf.



Im «General Store» fanden die Siedler (und ihre Frauen) alles, was sie für ihren harten Alltag brauchten: Von der Axt bis zum Zaumzeug, vom Armbändlein bis zum Zuckerstock.

Durch die Arbeit in der Fabrik und in der Wirtschaft mitten in der grossen Stadt wurde ich in Schweizerkreisen bekannt. Das führte schliesslich zu meinem Eintritt in den Schweizerklub. Hier wurden das Singen, Ringen und Schwingen gepflegt, und darin fand ich ein Stück Heimat. Das Banner unserer Gesangssektion trug die Inschrift: «Was uns eint als treue Brüder, das sind unsere Heimatlieder.» Im gleichen Jahr führten wir in unserem Klub ein schweizerisches Nationalfest durch. Daran beteiligten sich etwa fünfhundert Schweizer und Schweizerinnen. In einem Festzug machten wir unser schweizerisches Volksleben bekannt. Wir zeigten einen Alpaufzug mit Älplerleben, eine Landsgemeinde, Armbrust- und Stand-schützen, eine Käserei, die Uhrenindustrie und Ähnliches. Da wurde ich bald als

frohmutiger junger Mann bekannt und von den andern Schweizern aufgesucht und manchmal auch mehr als nötig festgehalten.

Im März 1884 zog die Arbeit in der Fabrik wieder an, so dass wir bald wieder voll tätig sein konnten. Da ich inzwischen meine Sprachkenntnisse vervollständigt hatte, konnte ich jeweils am Montag mit den Quittungen der Abzahlungen für die Firma das Inkasso machen, und ich brachte so die nötigen Dollars für den Zahltag. Da gab es mancherlei Erlebnisse. Eines ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Mein Prinzipal sagte mir: «Hier sind noch einige rückständige Zahlungsscheine von Mr. O'Neil – das war ein Wirt irischer Herkunft –, nimm gleich auch das Werkzeug und den Fuhrmann mit. Falls er nicht zahlen will, bringst du den Billardtisch

zurück.» Wir fuhren mit Pferd und Wagen los. Der Fuhrmann mit dem Namen Reich und ich traten mit dem festen Willen, die Angelegenheit auftragsgemäss zu erledigen, in die Wirtschaft ein. Dem Wirt wies ich die Scheine vor, die er mir so oft zurückgegeben hatte. Er verweigerte auch diesmal die Zahlung. Sofort hiess ich den Fuhrmann, das Werkzeug zu bringen, und ich fing an, den Tisch zu demontieren. Da stand der Wirt plötzlich vor mir, die Mündung eines Revolvers auf mich gerichtet, und schrie mir zu: «Hand weg vom Tisch, oder ich schiesse!» Ich hielt mit der Arbeit inne und sagte ihm mit Nachdruck: «Ich für mich bringe entweder den Tisch nach Hause oder das geschuldete Geld.» Der Fuhrmann, der schon 55 Jahre zählte, bekam Angst und redete auf deutsch auf mich ein: «Lass doch sein, sonst schiesst der dich über den Haufen!» Ich hatte keine Angst und beharrte auf meiner Forderung. Schliesslich erklärte der Wirt, die Brauerei werde den Tisch bezahlen. Da wurde ich wütend und hielt ihm vor, das hätte er schon lange sagen können, ohne eine solche Szene zu machen. Ich ging in die nächste Apotheke und orientierte meinen Arbeitgeber telefonisch über den Vorfall. Ich musste noch an Ort und Stelle seine Weisung abwarten, denn er wollte zur Sicherheit in der Brauerei nachfragen. Nachdem er mir hatte mitteilen können, die Sache stimme, ging ich in die Wirtschaft zurück und brachte den Tisch wieder in Ordnung, ohne dabei den Wirt eines Blickes zu würdigen. Auf dem Heimweg gestand mir der Fuhrmann, er habe grosse Angst ausgestanden, weil er die Iren als verwegene Kerle kenne, die sich nichts daraus machen, einen ihnen missliebigen Menschen niederzuschliessen. Ich konnte ihm aufrichtig sagen, dass ich keine Angst gehabt habe. Dieses Erlebnis hatte noch ein angenehmes Nachspiel am

nächsten Zahltag. Herr Stoll gab mir in Anerkennung meines mutigen Auftretens extra fünf Dollars, und zudem gewährte er mir eine Lohnerhöhung. Der Fuhrmann hatte ihm nämlich den Vorfall genau geschildert. Meine finanzielle Besserstellung war mir Anlass, an zu Hause zu denken. Ich wollte von meinen Verleumdern in der Brandkatastrophe Genugtuung erhalten. Wenn ich weiterhin so verdienen könnte, hätte ich in einem Jahr die Mittel für die Rückreise und einen Prozess beieinander.

Auf den Tod krank

Meine Nebenbeschäftigung in der Wirtschaft hatte ich immer noch beibehalten. Es war im August, und wir hatten schönes Wetter. Ich konnte damals die Wirtschaft schon abends um acht Uhr schliessen. Am andern Morgen um vier Uhr brach ein heftiges Gewitter los. Wolkenbruchartig fiel der Regen, als ich mich auf den Weg zur Wirtschaft begeben wollte. Ich wartete, musste dann aber doch den Weg unter die Füsse nehmen, obwohl der Regen nicht im geringsten nachliess. Zu allem Überdruss war ich ohne Schirm, weil ich ihn am Abend vorher in der Wirtschaft zurückgelassen hatte. Als ich dort ankam, war ich bis auf die Haut durchnässt. Als der Wirt um sieben Uhr kam, waren meine Kleider etwas getrocknet, aber immer noch feucht. Statt dass ich nun nach Hause ging, um mich trocken zu kleiden, begab ich mich gleich zur Arbeit in die Fabrik. Das wurde mir zum Verhängnis. In der folgenden Nacht fror ich im Bett, bekam Durchfall und Kopfschmerzen. Es wurde eine lange Nacht. Als endlich der Morgen kam, raffte ich mich zwar auf und ging meiner Pflicht nach. Ich öffnete die Wirtschaft und bediente die Gäste. Aber

trotz des Sommers war mir kalt, und ich hatte Mühe, die Wünsche der Gäste zu erfüllen. Das fiel auf, und jeder erkundigte sich nach meinem Befinden. Ich habe wie der Tod ausgesehen, sagte man mir später. Als um sieben Uhr der Wirt kam, erschrak er über mein Aussehen, und ich musste ihm erzählen, was geschehen war. Herr Markward – so hiess der Wirt – gab in der Fabrik Bescheid, dass ich nicht zur Arbeit kommen könne. Er rief auch seine Frau her und schickte mich in ihrer Begleitung in ein Türkisches Bad. Die Badekur dauerte eine ganze Stunde. Daraufhin wurde ich in ein Bett gelegt, in dem ich infolge der Ermüdung sofort einschlief. Ich erwachte erst nach langer Zeit wieder. Frau Markward holte mich ab und begleitete mich auf mein Zimmer. Sie befahl mir, ins Bett zu gehen und dort zu bleiben, sie kehre gleich zurück. Ich war so müde, dass ich froh war, im Bett liegenbleiben zu können. Bald kam die gute Frau wieder und brachte mir eine Bouillon mit Ei. Eigentlich mochte ich nichts essen, ich hatte nur Durst. Aber diese Fleischbrühe, die ich dann trotzdem nahm, tat mir sehr gut.

Als sich mein Zustand so weit gebessert hatte, dass ich wieder gehen konnte, suchte ich den Arzt auf. Leider konnte dieser nicht herausfinden, wo es mir fehlte, obwohl ich ihm alles erzählte. Er verschrieb mir eine Medizin aus der Apotheke; sie nützte mir aber nichts. Nachdem ich mich vierzehn Tage ohne jeden Erfolg hatte behandeln lassen, besuchte mich Frau Markward wieder einmal. Als sie meinen Zustand sah, riet sie mir, zu ihren Eltern auf die Farm zu gehen. Dort sei ein guter Arzt, und überdies sei in der Landluft besser zu gesunden. Mit diesem Vorschlag war ich sofort einverstanden. Meinem Freund Märki gab ich Bericht, er solle mein in der Fabrik befindliches Werkzeug an sich nehmen und der Unterstüt-

zungskasse mitteilen, wo ich mich aufhalte. Gleich folgenden Tages wurde ich abgeholt, und es ging aufs Land in fremde Gegenden, zu fremden Leuten. Die Aufnahme dort war überaus freundlich. Am nächsten Tag schon kam der Arzt, der gerade gegenüber wohnte. Ich orientierte ihn über den Verlauf meiner Krankheit. Er konnte aber auch nicht mit Bestimmtheit herausfinden, woran es lag, doch er vermutete ein Fieber und eine Leberentzündung, was er aus meiner Gesichtsfarbe schloss. Durch das Einnehmen der Medizin, die er mir gab, besserte sich mein Zustand ein wenig, doch die Müdigkeit und der schwere Druck in meinem Hinterkopf wollten nicht nachlassen. Es gab Tage, an denen ich mich ordentlich fühlte und ich Hoffnung auf baldige Genesung hatte. Bald darauf aber erlitt ich wieder Rückschläge. Der Winter kam, und meine Gesundheitsschwankungen hielten an. Von meinen Kameraden des Ring- und Schwingklubs, von denen ich immer so umschwärmt worden war, solange ich unter ihnen weilte und ihnen bisweilen auch mit Geld aushelfen konnte, liess sich keiner sehen. Auf meine Bitte um Rückzahlung der Darlehen blieb auch alles ruhig. Dabei hätte ich gerade jetzt das Geld sehr nötig gehabt. Welch bittere Erfahrung: «Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot.» Doch einige wenige Freunde nahmen an meinem Schicksal teil und vergassen mich nicht. Im Dezember, kurz vor dem Neujahr, erkundigte sich Herr Lips nach meinem Befinden. Er bot mir an, mich bei ihm über den Winter aufzunehmen. Vielleicht liesse sich in der Stadt eher ein Arzt finden, der mir helfen könnte. Dies gab mir neue Hoffnung, wieder einmal gesund zu werden und arbeiten zu können. Ich stimmte seinem Vorschlag zu, und als es mir ein wenig besser ging, zog ich zu ihm. Es verging aber kaum eine

Woche, bis die Schmerzen wieder einsetzen. Herr Lips bat einen ihm bekannten Schweizer Arzt, Dr. Blanca, sich meiner anzunehmen. Er stellte nach einem Untersuchen einen fahrenden Rheumatismus fest und gab mir die entsprechende Medizin. Sie half mir aber auch nichts, im Gegenteil: Mein Zustand verschlimmerte sich. Mein Magen vertrug keine Speisen mehr, ich musste alles erbrechen. In diesem Zustand brachte man mich auf Anordnung des Arztes in das zuständige County Hospital (Kantonsspital). Ich hoffte, dass unter den vielen Ärzten, die hier arbeiteten, einer sei, der meine Krankheit erkenne. Sie untersuchten mich, teilten mir aber ihre Diagnose nicht mit. Meine Medizin bestand aus Chinin-Pillen und Oblaten, die ich dreimal täglich einnehmen musste. Das war das gewöhnliche Mittel gegen Fieber.

Mein Krankenlager war in einem grossen, mit Patienten gefüllten Saal. Hinter den Betten lagen der Wand entlang Matratzen zur Aufnahme von weiteren Kranken. Vor mir im Bett lag ein junger Böhme, der weder Englisch noch Deutsch konnte. Dieser litt, soviel ich aus der täglichen Untersuchung schliessen konnte, an beidseitiger Lungenentzündung. Sprechen konnten die Ärzte mit dem Patienten nicht, da sie seiner Sprache nicht kundig waren, und einen Dolmetscher zogen sie auch nicht bei. Der Zustand dieses Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag, was seinem unruhigen Verhalten zu entnehmen war. Nach einer Woche musste immer ein Wärter da sein, weil der Kranke stets das Bett verlassen wollte. Abends nach acht Uhr banden ihn zwei Wärter mit Riemen an der Bettstelle fest. Er stöhnte und jammerte fortwährend, aber es kümmerte sich niemand um ihn. Es mochte so etwa gegen elf Uhr sein, als das Stöhnen immer leiser wurde und dann nach länger unterbrochenen Atemzügen

endlich der erlösende Tod kam. Niemand war zugegen, als er starb. Als der Wärter um zwei Uhr die Nachtrunde machte, rief ich ihn herbei und machte ihn auf den Toten aufmerksam. Er holte einen zweiten Mann, und auf einer Tragbahre trugen sie die Leiche hinaus. Am Morgen wurde saubere Wäsche gebracht, und dann musste ich mich in dieses Bett legen.

«Nein, hier kann ich nicht mehr bleiben», sagte ich mir. «Bei der ersten Gelegenheit ziehe ich aus. Lieber sterbe ich auf der Heide draussen als in einem solchen Spital.» Der Arzt kümmerte sich in der Folge auch nicht mehr weiter um mich. Ich hatte immer die gleiche Medizin, und auch mein Zustand änderte sich nicht. Eines schönen Tages im Februar raffte ich mich auf. Obschon ich sehr schwach war – mein Magen vertrug immer noch keine Nahrung –, ging ich im Hemd zum Angestellten, der beim Saaleingang den Bürodienst versah. Ich sagte ihm, ich wolle fort, und verlangte meine Kleider. Er verweigerte mir deren Herausgabe. Als ich aber auf meiner Forderung beharrte, rief er den Arzt herbei. Dieser fragte mich, weshalb ich fortgehen wolle. Ich erklärte ihm, bei dieser Behandlung könne ich keine Besserung erwarten, und ich ersuchte ihn, mich zu entlassen. Er stellte mir einen Entlassungsschein aus, in dem festgehalten war, ich verlasse das Spital ungeheilt und auf eigenes Verlangen. Da ich kein Geld für eine Droschke hatte, musste ich mit der Strassenbahn fahren. Herr Lips war bei meinem Erscheinen überrascht. «Jä, bisch gsund?», fragte er mich. Ich gab ihm aber zur Antwort: «Hoffentlich geht es nicht mehr lange, bis ich meine Augen schliessen kann, dann hat meine Seele endlich Ruhe. Weitere Schritte für eine Heilung unternehme ich nicht mehr, es nützt ja doch alles nichts.» Es war für uns alle ein Rätsel. Ich, der früher gesunde und starke

Jüngling, war jetzt abgemagert bis auf die Knochen. Es hätte mich niemand mehr gekannt.

Am nächsten Sonntag bekam ich Besuch von zwei Freunden. Der eine war Herr Bubikofer, Betriebschef in einer grossen Maschinenfabrik in Milwaukee, und der andere Herr Schneider, ein Schlossermeister. Als sie mich sahen, war ihr Entsetzen gross. Sie sagten, sie hätten mich auf der Strasse nicht mehr gekannt. Als ich ihnen erklärte, ich hätte keine Hoffnung mehr, sagte Herr Bubikofer: «Johnny, mir gänd dich nanig verlore, es isch immer na en Wääg offe.» Ich wollte von einer weiteren Behandlung nichts mehr wissen und sank ermüdet in meinen Lehnstuhl zurück. Da führte Herr Lips für mich mit den beiden Herren die Verhandlungen über das Weitere durch. Sie kannten etwa 30 Meilen westlich von Chicago, in Joliet (Ill.), einen Schweizer Arzt namens Fahrner, der mir bestimmt helfen könne. Ich müsse nur zur Untersuchung in einem Fläschchen mein Wasser mitbringen. In Joliet sei auch ein Landsmann, der Weinhändler Schweizer, den ich übrigens auch kannte. Dieser werde mich von der Bahn abholen und zu Dr. Fahrner bringen.

Ich selber hatte wenig Hoffnung und wäre am liebsten gleich gestorben, um meinen Freunden nicht länger zur Last zu fallen. Meine Ersparnisse waren nämlich inzwischen aufgebraucht. Am gleichen Tag traf nun aber wieder ein Brief von zu Hause ein, in dem sich mein älterer Bruder anbot, mir das Geld für die Heimreise zu senden. Aber dafür war ich zu schwach. Es hätte keinen Sinn mehr gehabt, die Reise anzutreten, ich hätte sie nicht überstanden. Meine Freunde verabschiedeten sich von mir mit den besten Wünschen für meine Genesung, und sie ermahnten mich, ihren Rat zu befolgen.

Schon nach einigen Tagen traf die Nachricht ein, wann ich den Arzt besuchen könne. Herr Lips brachte mich zur Bahn und bat den Kondukteur, mir beim Aussteigen in Joliet behilflich zu sein. Als ich dort ankam, musste ich mich auf dem Bahnsteig auf eine Bank setzen. Ich sah dann aber Herrn Schweizer auf und ab gehen und nach mir Ausschau halten. Als er in meine Nähe kam, rief ich ihn mit seinem Namen an, und er wandte sich mir zu. Bevor ich zu Worte kam, teilte er mir mit, er suche einen jungen Bekannten, der mit diesem Zug hätte kommen sollen. Da nannte ich ihm meinen Namen und übergab ihm den Brief von Bubikofer. Er kannte mich kaum mehr und war über meinen Zustand sehr erschrocken. Er liess mich aber wieder hoffen, weil er selbst überzeugt war, dass dieser Arzt mir helfen könne. Hierauf brachte er mich auf seinen Wagen, und fort ging es zu dem bekannten Arzt. Als wir hinkamen, war das Wartezimmer schon ganz voll von Patienten. Herr Schweizer führte mich darum in die Wohnung zu Frau Dr. Fahrner. Bald kam der Doktor selbst in die Wohnung, er war von meinem Freund Bubikofer bereits unterrichtet. Er holte sich das mitgebrachte Wasser, um es zu untersuchen. Nach etwa einer halben Stunde erschien er wieder und nahm mich in sein Sprechzimmer. Er fragte mich nach meiner Krankheit und erkundigte sich, ob ich nicht das Nervenfieber gehabt habe. Ich antwortete ihm, dass kein Arzt dies konstatiert und mich dafür behandelt habe. Dr. Fahrner stellte fest, dass meine Krankheit mit einem Nervenfieber begonnen hatte. Dabei sei das Fieber aber nicht ganz zum Ausbruch gekommen und stecke jetzt noch im Blut. Nun sei zudem durch das viele Schlucken von unnötigen Medikamenten der Magen verdorben worden und vertrage nichts mehr. Er wolle mich wieder herstellen,

aber ich müsse seine Anordnungen genau befolgen. Er glaube, ich könne in drei Monaten die Arbeit wieder aufnehmen. Ich müsse nicht mehr zu ihm kommen. Wenn die Medizin, die er mir mitgebe, aufgebraucht sei, solle ich ihm in einem Brief unter Beilage von einem Dollar meinen Zustand genau schildern, worauf er mir ein Rezept für die Medizin senden werde, die ich in der von ihm bezeichneten Apotheke anfertigen lassen könne. Von diesem Hoffnungsschimmer begleitet, brachte mich Herr Schweizer auf seinem Fuhrwerk zu seinem Hause, wo mir seine Frau etwas Milch gab. Dann ging es wieder zum Bahnhof. Mit herzlichem Dank nahm ich Abschied. Herr Schweizer brachte mich mit den besten Wünschen zu meiner Genesung in den Bahnwagen. In Chicago erwartete mich Herr Lips am Zuge und brachte mich mit seinem Fuhrwerk zurück in seine Wohnung. Dort musste ich meine Neuigkeiten erzählen. Frau Lips versprach, ihrerseits alles zu unternehmen, damit ich wieder gesund werde. «Wenn ich dann wieder hergestellt bin, dann gibt es ein Freudenfestli.» Familie Lips freute sich schon jetzt darauf. Tatsächlich verspürte ich nach einigen Tagen dank der Medizin Erleichterung in Kopf und Magen. In einem Brief erkundigte ich mich bei Dr. Fahrner noch einmal nach der Art meiner Krankheit. Er erklärte mir, dass übermässiger Blutandrang im Gehirn mir die Schmerzen im Kopf und die Müdigkeit im Körper verursache. Meine Genesung machte nun wirklich spürbare Fortschritte, und endlich, Mitte Mai 1885, konnte ich die Arbeit wieder aufnehmen. Natürlich wurde nun das versprochene Festchen abgehalten, an dem auch meine beiden Freunde Bubikofer und Schneider teilnahmen.

Soziale Unruhen

In der langen Zeit vom August 1884 bis zum Mai 1885 hatten sich die Verhältnisse in unserer Fabrik geändert. Herr Stoll musste seinem mächtigeren Konkurrenten weichen. Als dieser ihm ein einigermaßen rechtes Übernahmeangebot machte, nahm er es an. So musste ich nach einer neuen Stelle Umschau halten. Ich bekam eine Offerte von einem Schweizer Wein- und Likörgeschäft, in das ich dann eintrat. Die Firma hiess «Billeter und Steinmann». Herr Billeter stammte aus Stäfa, Herr Steinmann aus Signau (Bern). Es war ein noch junges Handelsgeschäft. Herr Steinmann hatte vorher eine Wirtschaft geführt und nebenbei einen Alpenkräuter-Bitter hergestellt. Im neugegründeten Geschäft kam die Produktion auch anderer Liköre dazu. Hier hatte ich mitzuhelfen. Bald war ich mit der Fabrikation und der Kellerarbeit vertraut. Ich wurde als Sprach- und Stadtkundiger auf die Reise geschickt, um neue Kunden zu suchen und zu werben. Es war schon damals eine eigene Sache, im Wirtschaftsgewerbe Kunden zu gewinnen. Zur Werbung gehörte es, dass man in den Lokalen Drinks offerierte. Meiner Krankheit wegen musste ich mit dem Alkoholgenuss zurückhaltend sein. So liess ich die andern den Alkohol trinken, und für mich selbst bestellte ich Mineralwasser. Ich hatte damit auch guten Erfolg.

Im Herbst 1885 hatte ich leider einen so grossen Ärger, dass ich beinahe einen Rückfall in meine Krankheit erlitten hätte. Meine beiden Freunde Bubikofer und Schneider sassen als Gäste in unserer Wirtschaft und warteten auf mich. Wie ich dann mit ihnen sprach, trat Frau Billeter dazu und stellte mich vor ihnen bloss, indem sie mir im Zusammenhang mit meiner Arbeit unberechtigte Vorwürfe machte. Ich versuchte, mich ihr gegenüber zu

erklären, aber sie zeigte keinerlei Verständnis für meine Einwände. Ich hatte doch zwei Prinzipale, denen ich Rechenschaft schuldig war. Da war es doch nicht an Frau Billeter, die ja gar nicht richtig im Bild sein konnte, mich zurechtzuweisen. Dass sie es aber ausgerechnet vor meinen Freunden tat, ärgerte mich derart, dass ich zwei Tage lang nichts mehr essen konnte. Ich begann wieder unter Kopfschmerzen und der früheren Müdigkeit zu leiden, ging aber trotzdem meiner Arbeit nach. Als ich aber spürte, dass meine Kräfte immer mehr nachliessen, schrieb ich meinem Arzt Dr. Fahrner. Er sandte mir sofort ein Rezept für die benötigte Medizin. Herr Steinmann merkte eines Tages, dass ich kaum mehr zu gehen vermochte. Er fragte mich, ob mir etwas fehle. Jetzt erst konnte ich ihm alles erzählen. Er beruhigte mich: «Solang du vo mir keini Vorwürf überchunsch, so faar du nume soo wiiters! Diä hät gäng e tumms Muul!» Ich musste dann aber doch noch vierzehn Tage aussetzen, bis ich wieder hergestellt war.

Auf Weihnachten kaufte ich mir einen neuen Anzug. Weil man in Amerika keine freien Kleiderkästen hatte, sondern nur eingebaute Schränke, hängte ich diese neue Kleidung unter meine alte in den Schrank. Als ich einige Tage nach Weihnachten abends in mein Zimmer kam, fand ich die Zimmertüre offen. Ich ahnte nichts Gutes und fürchtete einen unerwünschten Besuch. Nachdem ich Licht gemacht hatte, sah ich sofort im Schrank nach, und richtig, die neue Kleidung war fort. Ich meldete meinen Verlust sofort bei der Logisfrau und bei der Polizei, aber ohne Erfolg. In einer so grossen Stadt gehen kleine Diebstähle unter. Nach diesem Vorfall wechselte ich mein Zimmer und kam an die Westseite zu wohnen, an der Ecke Randolph- und Desplaines-Strasse.

Im Frühjahr 1886 flammte in Chicago die moderne Arbeiterbewegung auf. Der damals berühmte Anarchist Most machte sich mit seinen Hetzereien und Streikaufrufen bemerkbar. Die Arbeiter organisierten sich, und am 1. Mai 1886 fand die erste Maifeier mit einem Umzug statt. Es wurde für den Achtstundentag und für einen Generalstreik demonstriert. Es ging dann auch nicht mehr lange, bis in der Erntemaschinenfabrik McCormick der Streik losbrach. Bald schlossen sich die Belegschaften anderer Fabriken an. Bei der Bahn traten die Weichenwärter und in den Stockyards (Schlachthäuser) die Arbeiter in den Ausstand. In dem Quartier, in dem die McCormick-Fabrik stand, wohnten fast ausschliesslich böhmische und polnische Arbeiter, ein ziemlich unzivilisiertes Volk. Trotz dem Streik arbeiteten in den Fabriken immer noch einige Dutzend Arbeiter, die sich den Organisierten nicht anschlossen. Unter ihnen war auch ein Schweizer aus Urdorf, namens Landis, der mir in dieser Zeit viel von seinen eigenen Erlebnissen erzählen konnte. Wie bei allen Streiks wurden auch hier die Arbeitswilligen von den Streikenden verfolgt. Die Fabrikleitung beauftragte deshalb die private Wach- und Schliessgesellschaft Pinkerton, die damals in allen Städten der USA vertreten war, mit dem Schutz der Fabrik und der arbeitenden Werk tätigen. Am Mittwoch, dem 5. Mai, wollten nun die Streikenden eine Fabrik stürmen. Grosse Steine wurden durch die Fenster geworfen. Die Arbeiter in der Fabrik mussten unter den Maschinen und andern Gegenständen Schutz suchen. Nachher wollte eine Schar die Fabrik in Besitz nehmen, was aber von den Wärtern vereitelt wurde. Nun griffen die Streikenden zu den Waffen, und es fielen etliche Schüsse. Die Wärter erwiderten das Feuer, wobei ein Arbeiter getötet wurde. Ein

Polizist, der gerade in der Nähe war, rannete in die gegenüberliegende Apotheke, um die Hauptwache telefonisch zu alarmieren. Dies hatten die Streikenden bemerkt. Sie stürmten die Apotheke, schleppten den Polizisten heraus und wollten ihn am nächsten Laternenpfahl hochziehen. Aber gerade in diesem Moment kam eine Polizeiabteilung herangesprengt und konnte ihren Kollegen retten. Dafür wurde nun die Apotheke gestürmt und alles kurz und klein geschlagen. Es geschah dabei, dass einige – in der Annahme, es sei Whisky – Säure tranken. Drei von ihnen blieben auf dem Platz liegen.

Am andern Tag, am 6. Mai, fuhr ich mit meinem früheren Prinzipal, Herrn Stoll, in seine Wohngemeinde, nach Blue Island. Wir hatten mit der Bahn etwa eine Stunde zu fahren. Es dauerte aber sehr lange, bis wir nur aus der Bahnhofhalle hinausfahren konnten. Immer wieder kamen die Streikenden und warfen die Weichen herum, bis ein Pinkerton-Wächter einen Streikenden bei einer Weiche abschoss, worauf sich die andern verzogen. Nun endlich konnten die Züge abfahren. Nachdem ich dort draussen einige Geschäfte hatte erledigen können, kamen wir erst um halb neun Uhr wieder nach Chicago zurück. Kaum hatte ich Herrn Steinmann über meine Geschäfte informiert, machte er mich darauf aufmerksam, dass die Streikenden für heute beim Hause, in dem ich wohnte, zu einer grossen Versammlung aufgerufen hätten. Es werde da sicher hart zugehen. Ich begab mich sofort auf den Heimweg. Bei der Kanalbrücke stand bereits die Polizei und fragte mich nach meinem Ziel. Ich wies meine Legitimationskarte vor. Auf der Strasse, die zu meinem Logis führte, war schon alles schwarz von Leuten. Ich fragte den Polizisten, ob ich da wohl noch unbehelligt durchkomme. Er bezweifelte dies und riet mir, auf

die Polizeistation zu gehen, die hundert Meter vor meiner Wohnung lag, und dort meine Karte vorzuweisen. Es werde mich dann jemand begleiten. Ich befolgte seinen Rat und tat gut daran. Ohne diese Hilfe wäre ich nicht durchgekommen. Als ich meine Wohnung erreichte, wurde ich von meiner Logisfrau und ihrem dreizehnjährigen Pflögetöchterchen unter Tränen empfangen. Die beiden waren dem Verzweifeln nahe und zeigten mir ein rotes Plakat, auf dem mit grossen Buchstaben stand: «Rache ist Blut. Arbeiter, rächt Eure Brüder! Heute abend auf dem Haymarket Versammlung, 8 Uhr. Keiner darf fehlen!» Ich sah vom Küchenfenster auf die Menschenmassen und auf die Redner hinunter. Hetzreden wurden gehalten, Mord und Totschlag gepredigt. Man nannte die Wohnungen der Fabrikanten und anderer reicher Leute, die erstürmt werden sollten. Jede Adresse wurde mit Hurra-Rufen quittiert. Nach halb zehn Uhr lichteten sich die Reihen langsam, namentlich die weiblichen Hörer verzogen sich. Auch ich war müde geworden und wollte mich schlafen legen. Ich nahm an, die Versammlung löse sich bald ganz auf. Von meinem Zimmer aus hatte ich einen guten Ausblick auf die Polizeikaserne. Während ich mich auskleidete, hörte ich auf einmal Kommandorufe. Ich öffnete das Fenster und sah, dass Polizei aufmarschierte. Der Kommandant rief der Versammlung zu: «Im Namen des Gesetzes des Staates Illinois erkläre ich die Versammlung für geschlossen!» Kaum waren die Worte gesprochen, da gab es eine fürchterliche Detonation. Unser dreistöckiges Backsteinhaus zitterte, und die Fenster klirrten. Ich kleidete mich sofort wieder an und ging in die Küche, wo sich die Frau und das Töchterchen noch aufhielten. Sie schrieten vor Angst. Ich öffnete das Fenster und wollte hinunterschauen,

was passiert sei. In diesem Moment ertönte das Kommando: «Vorwärts! Feuer!», und während etwa zehn Minuten wurde auf beiden Seiten geschossen. Dann verließen sich die Versammlungsteilnehmer. Die Ambulanzwagen kamen angefahren und führten zuerst die verwundeten und getöteten Polizisten weg; es waren etwa deren zwanzig. Von den Verwundeten starben einige später auch noch, und von den andern blieben die meisten invalid. (Für die Toten und Verletzten wurde später auf dem Haymarkt ein Denkmal errichtet.) Auch von den Demonstranten blieben einige auf dem Platz liegen. Sie wurden nachher von der Polizei weggeräumt. Am andern Tag sah man, wie die Bombe, die von den Demonstranten geworfen worden war, ein Loch von ungefähr vier Metern Durchmesser aufgerissen hatte.

Später wurden die Redakteure der Arbeiterzeitungen und die Rädelsführer verhaftet und vor Gericht gestellt. Neun Männer wurden nach strenger Untersuchung zum Tode verurteilt, drei wurden mit lebenslanglichem Zuchthaus bestraft.

Nach dieser unruhigen Versammlung flauten die Streiks allmählich ab, da jede Ausschreitung streng bestraft wurde. Trotzdem konnten die Streikenden einen Erfolg für sich buchen: Für die Maurer und zum Teil für die Zimmerleute wurde der Achtstundentag eingeführt.

Unfallopfer und erster Samariterdienst

In unserem Wein- und Likörgeschäft ging es ordentlich. Im Laufe des Sommers kam öfters ein Geschäftsmann zu uns in die Wirtschaft, der viel mit meinem Prinzipal verkehrte. Eines Tages, etwa Ende Mai, kam er auch wieder einmal und offerierte Aktien von einer Fabrik in Ohio. Ich

wollte anfänglich nicht kaufen. Er erklärte mir aber, er sei in Not, und er bat mich, ihm doch zu helfen und wenigstens eine abzunehmen. Ich konnte mich aber trotzdem immer noch nicht dazu entschliessen. Mein Prinzipal, Herr Billeter, kam dazu und sagte mir, er besitze selbst auch solche Papiere, ich könne ohne Bedenken eine solche Aktie erwerben. Ich willigte schliesslich in das Geschäft ein, aber nur unter der Bedingung, dass ich ihm die Kaufsumme für drei Monate als Darlehen gebe und dafür die Aktie als Pfand nehme. Er war damit einverstanden und überliess mir das Papier für 125 Dollars. Die drei Monate verstrichen, ohne dass sich der saubere Herr wieder gezeigt hätte. Auf meine Erkundigungen musste ich erfahren, dass die mir übergebene Aktie wertlos und ich also betrogen worden war. Ich opferte noch 25 Dollars für einen Advokaten, der die Schuld eintreiben sollte, aber meine Bemühungen waren umsonst.



Barbara Hunziker-Rütschi

Im Sommer des Jahres 1886 ging Lips von Englewood in die Schweiz auf Besuch und brachte bei seiner Rückkehr meine Schwester von zu Hause mit, was mich sehr überraschte. Sie sagte, sie sei gekommen, weil ich oft krank gewesen sei, damit ich jemanden habe, der zu mir schaue. Ich verschaffte ihr eine Stelle ausserhalb von Chicago bei Bekannten, einer deutschen Familie. Dort konnte sie bis in den Winter bleiben. Sie wechselte nachher an einen Platz in Englewood, wo sie bis zu ihrer Heirat mit Adolf Hunziker im Dezember 1887 blieb.

In unserem Geschäft hatten wir ein Pferd, das dem Stiefvater von Herrn Steinmann gehörte. Herrn Billeter's Beziehung zu ihm war aber nicht gut. Er wollte darum das liebe Tier nicht kaufen und zog es vor, ein anderes zu erwerben. Das gute Pferd musste also fort. Eines Tages fuhr Billeter mit dem neuen Pferd weg. Nach kaum einer Stunde kam er aufgeregt und tobend zurück. Das Pferd sei nicht richtig eingespannt gewesen, und deshalb habe es ihm durchbrennen können. Der Mann, der den Stall und die Tiere besorgte, ein Stiefbruder von Herrn Steinmann, beteuerte aber, er habe es richtig eingespannt, aber das Pferd sei ein aufgeregtes Tier, und man müsse aufpassen mit ihm. Herr Billeter liess dies aber nicht gelten. Zwei Wochen später hatte ich selbst das gleiche Manöver mit ihm, nur dass mir niemand das Pferd aufhielt und ich es springen lassen musste, bis ich es auf ein anderes Fuhrwerk lenken konnte, das in die gleiche Richtung fuhr. Nur so konnte ich das Pferd bezwingen. In der Folge weigerte sich Billeter, mit diesem Pferd zu fahren. Er überliess es Paul, Steinmanns Stiefbruder, und mir.

Am Dienstag, dem 23. November 1886, kam der Schicksalstag. Ich war auf einer grösseren Tour. Mittags, etwa halb zwei

Uhr, machte ich halt bei einem Schweizer Wirt mit dem Namen Walter. Nachdem ich mit ihm über seine Bestellung verhandelt hatte, bestieg ich den Wagen wieder. Da es sehr kalt war – es blies ein bissiger Nordwind –, wickelte ich meine Beine in eine Decke ein. In diesem Moment hob das Pferd den Schweif und fing damit die Leitzügel auf, kehrte links um und machte sich im Galopp davon. Während ich mich nach vorn lehnte und die Zügel losriss, rannte der Gaul gegen einen Haufen Bruchsteine und warf das Gefährt hinten herum, wobei ich auf die Steine fiel. Ich hielt aber das Leitseil krampfhaft fest und wurde so mitgeschleift. Plötzlich erhielt ich von einem Hinterhuf des Pferdes einen Schlag auf meinen linken Arm, der dadurch oberhalb des Ellbogens brach. Nun entglitt das Leitseil meinen Händen, und das Gefährt hatte freien Lauf. Der Wagen fuhr über meinen rechten Fuss und den Unterleib, und fort ging es im Galopp, während ich auf der Strasse liegenblieb. Ich versuchte mich aufzurichten, aber es ging nicht. Die Schmerzen in beiden Beinen, im Bauch, im Rücken und im linken Arm hinderten mich daran. Endlich kam ein Mann des Weges und beugte sich über mich. Zufälligerweise war es ein Bekannter. Ich bat ihn, mich von der Strasse wegzunehmen. Er ging in die gegenüberliegende Lohnkutscherei und holte dort noch einen Mann. Zu zweit trugen sie mich dann ins Büro. Meiner grossen Schmerzen wegen verlangte ich einen Arzt. Bis dieser eintraf, half man mir, meine zerrissenen Kleider auszuziehen, und man bettete mich auf ein Sofa. Als der Arzt – ein grosser Herr – eintraf, fragte er mich, wo ich Schmerzen habe. Zuerst glaubte er, der Ellbogen sei nur ausgerenkt, aber meine teuflischen Schmerzen deuteten eher auf einen Bruch. Der Arzt legte mir einen flüchtigen Verband an und

liess mich mit einer Droschke ins Geschäft fahren, von wo ich dann ins Spital gebracht wurde. Die Fahrt dauerte etwa anderthalb Stunden. Es wurde deshalb abends sieben Uhr, bis wir endlich in das weit nördlich gelegene Spital der Alexianer gelangten. (Bei den Alexianern handelt es sich um eine um 1350 entstandene Laiengenossenschaft, die sich vor allem der Krankenpflege widmet.) Der Rektor, Bruder Philipp, kam an den Wagen und erkundigte sich, ob ich noch gehen könne. Als ich verneinte, holte er einen zweiten Mönch mit einer Tragbahre. Sie trugen mich gleich in den Operationssaal und legten mich auf den Schragen. Ein junger Arzt, ein sehr verständiger Mann, kam und wollte zuerst wissen, wer mich verbunden habe. Der Verband hatte sich nämlich schon gelöst, worüber er sich sehr empörte. Er konnte kaum glauben, dass ein Arzt diesen Verband angelegt hatte. Er untersuchte mich nun genau und sagte dann: «Junger Mann, Sie sind sehr schwer verletzt.» Ich glaubte ihm, denn auf dem Transport und während der Untersuchung hatte ich riesige Schmerzen auszu- stehen gehabt. Die Untersuchung ergab: Splitterbruch beim Ellbogen am linken Arm, Bruch des rechten Kreuzbeines (hinteres Becken), noch nicht genau feststellbare innere Verletzungen im Unterleib, tiefe Fleischwunde am linken Unterschenkel, Quetschung des rechten Fusses. «That is too much» («das ist zu viel»), meinte der Arzt dazu. Nachdem man mir Verbände angelegt hatte, musste ich auf dem Operationstisch in den Patientensaal und zum Bett geführt werden. Der Tisch wurde auf Betthöhe abgesenkt. Da man mich nicht mehr anfassen durfte, wurde ich mit dem Leintuch auf das Bett hinübergezogen. Eine Nacht voller Schmerzen brach an. Bis um Mitternacht kam der Arzt von Zeit zu Zeit zur Kontrolle.

Nachher blieb ein Mönch, Bruder Ambrosius, bei mir. Meine Schmerzen wurden so unerträglich, dass ich mir die baldige Erlösung durch den Tod herbeiwünschte. Am nächsten Morgen zog man mich wieder auf den Operationstisch hinüber, und ich wurde auf ihm in den Operationssaal gebracht. Es waren fünf Ärzte da, und vor mir lagen auf einem Tisch unzählige Instrumente für einen chirurgischen Eingriff. Der Chirurg stellte einige Fragen über den Hergang des Unfalls, und dann begann die Qual. Ein Bruder hielt meinen verletzten Arm ausgestreckt, ein zweiter hielt meinen Kopf, ein dritter hielt meinen rechten Arm fest – ich hatte ein Taschentuch in der rechten Hand –, ein vierter fixierte meine Füße. Dann wurde der Verband von meinem geschwellenen und von den Verletzungen schwarzblau verfärbten Arm gelöst. Der Chirurg tastete recht unsanft die Bruchstellen ab. Ich kam mir vor wie ein Stück Vieh in der Hand eines groben Metzgers. Dann untersuchten mich auch die andern vier Ärzte. Die Schmerzen nahmen immer mehr zu. Ich konnte ihre Fragen nicht mehr beantworten und schob mein Taschentuch in den Mund, damit ich hineinbeissen konnte. Nach diesem Untersuchung berieten die Ärzte miteinander. Trotz der Einsprache des Spitalarztes beschlossen sie, den Arm zu amputieren. Der Chirurg eröffnete mir diesen Entsch eid und erklärte mir, der Verzicht auf eine Amputation hätte wegen des auftretenden Wundbrandes meinen Tod zur Folge. Ich fürchtete aber den Tod nicht mehr. Er wäre für mich eine Erlösung gewesen. Wenn ich schon sterben musste, dann mit dem Arm. Der Chirurg wies meine Überlegungen zurück und klärte mich über die Folgen meiner Weigerung auf. Ich blieb aber bei meinem Entschluss. Dann trat der Spitalarzt, Dr. Hölscher, zu

mir. Er eröffnete mir, dass die andern schweren Verletzungen ebenso gefährlich seien, und riet mir von einer Amputation ab. Darüber wurde der Chirurg wütend. Er legte mir nun einen Schienenverband an, den ich unter grossen Schmerzen ertragen musste, weil er absichtlich die Bindung stark anzog.

Dann kamen die andern Verletzungen an die Reihe. Beim Kreuzbeinbruch konnte man nicht viel machen. Man legte einen breiten Verband an, was mir viel Schmerzen im Unterleib verursachte. Die Unterschenkel- und Fussverletzungen waren zwar nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft; sie wurden neu verbunden. Dann wurde ich endlich wieder auf dem Tisch zum Bett gerollt, und andere Patienten wurden in den Operationssaal gebracht. Nach einigen Stunden suchte mich der Chirurg nochmals auf und fragte mich, ob ich auf meinem Entschluss bestehe. Ich bejahte trotz furchtbaren Schmerzen mit Kopfnicken. Hierauf zog er ab. Gleich nachher kam Dr. Hölscher. Als er an meinen Fingerspitzen bereits Brandzeichen bemerkte, nahm er sein Taschenmesser und schnitt den Verband auf. Das brachte mir sofort Erleichterung, wofür ich mich bedankte. Er legte mir einen leichten Verband an und lagerte den Arm hoch. Ich lag auf der blossen Matratze, ohne Kopfkissen wegen des Bruchs im rechten Kreuzbein. Während der Nacht hatte ich furchtbare Schmerzen im rechten Fuss, über den zwei Räder hinweggefahren waren und eine starke Quetschung der Fusswurzeln verursacht hatten. Der wachende Mönch machte mir stets kühlende Kompressen, um die Schmerzen zu lindern.

In den nächsten Tagen ging es mir, gemessen an meinem Zustand, recht ordentlich. Aber am Freitag nahmen die Schmerzen im Unterleib zu, da weder Urin noch Stuhl weggingen, obwohl der

Arzt alles mögliche unternahm. Als gegen Abend die Schmerzen an allen verletzten Stellen immer heftiger wurden, gab ich die Hoffnung auf Rettung auf. Ich bat den Arzt, mir doch etwas zu verabreichen, das mich auf immer einschlafen liesse. Diesen Wunsch redete er mir aber schonungsvoll aus. Er bat mich, einer Bauchoperation zuzustimmen, damit er sehen könne, welcher Art die inneren Verletzungen seien. Es sei dann vielleicht auch möglich, meine Schmerzen zu lindern. Ich stimmte gerne zu und betonte, ich zöge es vor zu sterben denn als Krüppel weiterzuleben. Er versprach mir, sein möglichstes zu meiner Genesung zu unternehmen.

Da ich meiner Schmerzen wegen nicht mehr transportfähig war, umstellte man mein Bett mit Kulissen, um mich vor den andern Patienten abzuschirmen. Dann wurde ich eingeschlafert, und die Operation wurde durchgeführt. In der Nachwirkung der Narkose verlief die nächste Nacht etwas ruhiger. Am nächsten Morgen kam Dr. Hölscher schon früh, um nach mir zu sehen und mich über das Ergebnis seiner Abklärungen zu orientieren. Ausser dem Bruch im Kreuzbein lagen Quetschungen der Blase und der Därme vor. Er bereitete mich auch auf eine unangenehme Reaktion des Chirurgen vor. Als dieser, Dr. Baxter, dann um zehn Uhr kam, fragte er in barschem Ton, weshalb man mir seinen Verband abgenommen habe. Dr. Hölscherklärte ihn über die Umstände auf, die zur gestern vorgenommenen Operation geführt hätten. Er gab seiner Missbilligung darüber deutlich Ausdruck, dass die Operation ohne ihn ausgeführt worden war. Dies war denn auch seine letzte Inspektion bei mir. Er kümmerte sich in der Folge nicht mehr um mich, obschon er öfters Patienten im gleichen Krankensaal besuchen musste. Dank der fürsorglichen Pflege

durch die Ärzte und die Mönche verliefen die folgenden Tage recht ruhig. Das Wasser konnte ich nur mit Hilfe des Katheters lösen, was sehr schmerzhaft war. Das Innere der Blase und der Bauchhöhle war entzündet, und die Heilung ging trotz fleissigem Wechsel der Kompressen und trotz Einspritzungen nur langsam vorwärts.

Nach etwa vierzehn Tagen konnte mich der Arzt aufmuntern mit der Mitteilung, die grosse Gefahr sei jetzt vorüber und ich dürfe lieben Besuch empfangen. Ich freute mich auf das Wiedersehen mit meiner Schwester und meinen Freunden. Als mich aber meine Schwester «in diesem Zustand in einem fremden Land» antraf, war sie so entsetzt, dass ich sie zuerst trösten musste, und ich zeigte ihr meine Zuversicht, wieder gut hergestellt zu werden. Die Heilung ging nun immer rascher vor sich. Nach etwa vier Wochen waren die Brüche im Kreuz und im Arm geheilt. Ich konnte wieder sitzen im Bett, wenn auch noch überall Verbände angelegt waren. Am Weihnachtsabend brachten mich die Mönche in die Spitalkapelle, wo die Klinik eine schöne Feier veranstaltete. Ich konnte damals aber noch nicht stehen. In unserem Spital lagen noch andere Schweizer als Patienten. Einer stammte aus Zermatt und ist bald gestorben. Der andere, etwa 22 Jahre alt, war nur leicht verletzt. Auch der Spitalbäcker war ein Schweizer, er hiess Süssstrunk und stammte aus Neftenbach. Einen weiteren jungen Schweizer, der sich als Hess von Wald vorstellte, brachte eines Tages der mich pflegende Mönch an mein Bett. Von da an besuchte er mich jeden Tag. Da ich unter den Schweizern und – infolge meiner Tätigkeit – auch unter den Wirten einen grossen Bekanntenkreis hatte, wurde Hess auch mit diesen bekannt.

Etwa vierzehn Tage nach Neujahr konnte ich am Stock gehen. Als mich am

Sonntagnachmittag einer meiner Freunde besuchte, gab ich ihm den Auftrag, bei Herrn Steinmann vorbeizugehen und ihn zu bitten, er möge mir doch bei seinem nächsten Besuch meinen Mantel, ein ganzes Hemd und einige Dollars mitbringen. Hess, der sich immer wieder um mich kümmerte, hörte dies auch.

Am Mittwoch kam unser Bäcker Süssstrunk zu mir und fragte mich, ob er – da er gerade in die Stadt fahre, um einzukaufen – auch für mich Besorgungen machen könne. Ich schrieb kurz ein Briefchen an Herrn Steinmann mit der Bitte, dem Überbringer dieses Schreibens die verlangten Sachen mitzugeben. Süssstrunk kam abends mit der Hiobsbotschaft zurück, Hess habe am Vortag schon alles bei ihm abgeholt. Da Herr Steinmann Hess oft bei mir gesehen hatte, hatte er ihm das Verlangte ohne Bedenken ausgehändigt... Von Hess habe ich nie wieder etwas gehört, er blieb für mich verschwunden.

Die Heilung ging immer rascher vorwärts. Als ich meinen Arm wieder brauchen konnte, half ich im Spital mit, wo es möglich war. Am Morgen half ich dem Arzt beim Verbinden der Patienten oder dem Bäcker in seiner Backstube. Ich durfte auch bei Operationen zudienen. In unserem Zimmer, das mit zwölf Betten belegt war und in dem auch einige Todeskandidaten lagen, war auch ein Tiroler mit einer Knieverletzung, der bei seiner Einlieferung zu mir sagte, er müsse sterben und mir ergehe es bald auch so. Als der Arzt das Knie untersuchte, sagte er gleich, das Bein müsse abgenommen werden. Der Tiroler war damit aber nicht einverstanden. Auf sein Bitten versprach ihm der Arzt, alles zu versuchen, um ihn zu heilen. Er könne aber nichts garantieren, da er zu spät zur Behandlung gekommen sei. Es wurden dem Patienten nun auf drei Seiten

Dränschläuche ins Knie eingesetzt, um auf diese Weise den Eiter abfliessen lassen zu können. Doch die Entzündung breitete sich nach oben aus, und acht Tage später erklärte der Arzt, er könne es nicht verantworten, noch länger zuzuwarten. Da auch die Schmerzen immer heftiger wurden, willigte der Kranke schliesslich in die Amputation ein, bat aber den Arzt, dass ich ihm bei der Operation beistehen dürfe. Der Arzt war einverstanden. Im Operationssaal hielt ich dem Tiroler die Maske für die Narkose ins Gesicht, und ich sprach ihm Mut zu, bis er einschlief. Das Bein sah ganz böß aus und musste nahe am Körper abgenommen werden. Als er nach der Operation in seinem Bett wieder erwachte, konnte er gar nicht glauben, dass das Bein weg war; es schmerzte ihn nämlich immer noch. Die Heilung verlief dann fast verdächtig rasch. Der Arzt verriet mir, dass der Tiroler kein gesundes Blut habe und dass ihm das rasche Zuheilen nicht guttun werde. Schon nach drei Wochen konnte er aus der Pflege entlassen werden, aber bereits nach zehn Tagen brachte man ihn uns wieder. Er hatte während dieser Zeit sehr viel getrunken, und das zersetzte das Blut derart, dass er nach ein paar Tagen starb.

Während meines Spitalaufenthaltes hatte ich noch einige Male Gelegenheit, bei Operationen mitzuhelfen. Endlich nahte die Zeit, da auch ich das Spital verlassen konnte. Aber der Arzt und der Rektor rieten mir, noch zu bleiben, da es Winter sei und ich mich bei ihnen besser erholen könne als draussen. Ausserdem könnten sie mich in der Krankenpflege gut brauchen. So blieb ich denn noch ein paar Wochen, da ich sah, dass meine Füsse noch nicht vollständig bei Kraft waren. Jeden Abend hatten die Mönche Gebetsstunde. Dann sassen der Arzt und ich und oft auch ein Detektiv, der bei uns zur

Erholung war, zusammen und spielten Karten oder Domino. Wurden dann von der Polizei oder auch von Privaten Verletzte gebracht, die sie aufgefunden hatten, waren wir bereit zur ersten Behandlung. So war ich immer beschäftigt bis zu meinem Austritt Mitte März 1887. Obwohl der Frühlingsanfang nahe war, führte der Winter noch sein strenges Regiment, und es lagen noch grosse Haufen Schnee.

Ärger bei der Arbeit

Ich nahm meine Arbeit als Reisender für Weine und Liköre bei Billeter und Steinmann wieder auf und besuchte erneut meine alten Kunden. Bald musste ich entdecken, dass die Zusammenarbeit meiner beiden Arbeitgeber nicht mehr harmonisch verlief. So suchte Billeter auch meinen Erfolg bei den Kunden zu untergraben, indem er ihnen den gleichen Wein zu einem billigeren Preis offerierte oder ihnen einen Rabatt gewährte. Als ich dahinterkam, orientierte ich Steinmann darüber. Er sagte mir, er wisse von dieser Praxis Billeters. Dieser bezwecke damit, mich aus dem Geschäft zu bringen. Er habe nämlich während meines Spitalaufenthaltes gegen den Willen Steinmanns einen neuen Mann angestellt. Es sei deshalb zwischen ihnen zu Differenzen gekommen, die wahrscheinlich bald zu einer Trennung der beiden Partner führen werde. Einige Tage später, als ich auf meiner Tour wieder unter diesem Vorgehen Billeters zu leiden hatte – ich hatte nur wenige Bestellungen machen können –, riss mir die Geduld. Der Zufall wollte es, dass ich bei meiner Rückkehr von der Tour Billeter im Geschäft antraf. Ich stellte ihn zur Rede und hielt ihm vor, dass er nicht nur mich schädige, sondern das Geschäft ruiniere.

Billeter wurde in seiner Antwort recht ausfällig gegen mich. Da ich keine Lust hatte, in solchen Verhältnissen weiterzuarbeiten, bewarb ich mich bei einer mir bekannten Weingrosshandlung in St. Louis, die eigene Rebberge besass und eine Stelle zu besetzen hatte. Sofort erhielt ich eine Zusage. Eine Woche später reiste ich dorthin. Anfänglich wurde ich im Keller beschäftigt, dann war ich als Verkäufer im Stadtkundendienst tätig. Nach einem Monat stellte mich der Prinzipal vor die Wahl, entweder die Stelle des Kellermeisters zu übernehmen, die zurzeit ein älterer, aber zuverlässiger Mann innehatte, oder als Reisender zu arbeiten. Da ich den älteren Mann nicht um seinen Verdienst bringen wollte und mir zudem die Arbeit im feuchten Keller für meine Gesundheit als nicht zuträglich erschien, entschied ich mich für die Anstellung als Verkäufer. Leider wurde der Kellermeister trotzdem durch einen andern ersetzt, an dessen Eignung ich allerdings bald zweifelte. Meine Arbeit als Verkäufer brachte es mit sich, dass ich mitunter im Keller Muster holen musste. Dem neuen Kellermeister gegenüber, der launisch und störrisch war, verhielt ich mich bewusst zurückhaltend. Ich war eben kein Diplomat, der mit verhaltenen Hintergedanken und schmeichelnden Worten einem Menschen gegenüberzutreten konnte.

Im Laufe des Sommers musste ich als Vertreter eine gewerblich-landwirtschaftliche Ausstellung in einem Bezirkshauptort besuchen, die eine Woche dauerte. Ich sah dort viele Neuheiten für die Landwirtschaft, die mich sehr interessierten. Nachher ging meine Arbeit in der Stadt weiter. Zu unserem Geschäft gehörten, wie erwähnt, einige Rebberge auf dem Lande. Da ich auch über das Einkellern von Trauben etwas lernen wollte, bat ich meinen Chef darum, bei dieser Arbeit mitzuhelfen zu dürfen. Er schlug mir aber diese

Bitte ab mit der Begründung, er könne mich in der Stadt nicht entbehren. Wie ich später merkte, bewog ihn vielmehr die Angst, ich könnte über die Fabrikation zu viel erfahren, zu diesem Entscheid.

Es war inzwischen wieder Winter geworden. Eines Morgens ging ich in den Keller, um Likör-Muster zu holen. Es war ziemlich dunkel; eine Gaslampe verbreitete nur ein spärliches Licht. Plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz im linken Fuss. Als ich ans Licht kam, sah ich, dass ich einen spitzen Gegenstand durch die Sohlen meiner Filzpantoffeln, die ich jeweils im Geschäft trug, in den Fuss getreten hatte. Glücklicherweise war der Buchhalter schon anwesend; er zog mir den Gegenstand aus dem Fuss. Die Wunde schmerzte aber stark, und ich konnte die Schuhe nicht anziehen. Ich musste eine Zeitlang zu Hause bleiben. Als ich dann nach ein paar Tagen wenigstens mit einem Stock wieder gehen konnte, humpelte ich ins Geschäft, das in der Nähe meines Logis lag. Zu Hause war es mir langweilig geworden, und ich wusste, dass ich mich im Geschäft nützlich machen konnte. Um dem Kellermeister aus dem Weg zu gehen, mied ich den Keller und arbeitete im Lagerraum neben dem Büro. Ich packte Flaschen aus Kisten aus und sortierte sie. Es war etwa um acht Uhr, als plötzlich der Kellermeister mit einem hölzernen Hammer in der Hand die Treppe heraufkam und auf mich zu sprang. Er packte mich mit seiner freien Hand am Hals und drückte mich an die Wand und hob den Holzhammer zum Schlag aus mit den Worten: «So, jetzt musst Du einmal genug haben!» Ich hatte gerade noch eine lange Weinflasche in die rechte Hand genommen. Da ich seinen verstörten Blick sah, der mich nichts Gutes ahnen liess, schlug ich ihm die Flasche seitlich an den Kopf, so dass sie zerschellte. Er stiess einen

Schrei aus, liess den Hammer sinken, und schon floss das Blut an ihm herunter. Der Buchhalter hatte den Schrei gehört und eilte aus seinem Büro herbei. Im ersten Moment konnte ich vor Aufregung und den Schmerzen am Hals nicht sprechen. Rasch wusch der Buchhalter dem Verletzten die Wunde aus und legte ihm einen Notverband an. Dann endlich konnte ich ihm den Hergang schildern, und ich zeigte ihm auch die noch deutlich sichtbaren Fingerabdrücke an meinem Hals. Er wollte wissen, weshalb der Kellermeister eine solche Wut auf mich habe. Das war aber auch für mich ein Rätsel; meines Wissens hatte ich ihm nie einen Anlass dazu gegeben. Nach diesem Vorfall humpelte ich wieder nach Hause und erschien erst um zehn Uhr wieder, als der Prinzipal anwesend war. Als ich zu ihm ins Büro trat, empfing er mich mit finsternem Gesichtsausdruck. Ich liess mich aber davon nicht einschüchtern und berichtete ihm, was vorgefallen war. Ich zeigte ihm auch die Würgespuren an meinem Hals, die noch deutlich zu sehen waren. Trotz allem liess er mich wissen, wenn er anwesend gewesen wäre, hätte er mich sofort verhaften lassen. «Das können Sie jetzt noch tun», sagte ich ihm darauf und versuchte ihm klarzumachen, dass ich in Notwehr gehandelt hatte. Das stimmte ihn aber nicht um. Er warnte mich vor dem Kellermeister und empfahl mir, ihm aus dem Weg zu gehen, es könnte sonst leicht ein Unglück geschehen, wenn er mich auf der Strasse sehen sollte. Ich merkte an seinem Verhalten, dass er ein Vorurteil gegen mich hegte. Ich kündigte deshalb meine Stelle und liess mich auszahlen.

Am folgenden Tag suchte ich – ich musste noch immer am Stock gehen – eine neue Arbeit. Ich wandte mich an ein Konkurrenzgeschäft, das meinem bisherigen Arbeitsplatz an der gleichen Strasse

gegenüberlag. Den Chef, Herrn Herzog von der «Stone Hill Wine Company» (diese «Steinhügel-Weingesellschaft» hatte einen grossen Rebberg in Herrmann in Missouri), kannte ich noch von Chicago her. Nachdem wir uns begrüsst hatten, erkundigte er sich nach dem Geschäft von Billeter und Steinmann. Ich gab ihm Auskunft und legte ihm auch das Zeugnis jener Firma vor. Sofort bot er mir eine Stelle als Verkäufer an, ohne Näheres über die Umstände meines Weggangs von seinem Konkurrenten wissen zu wollen. Wir einigten uns für den Stellenantritt in einer Woche, wenn meine Fussverletzung ausgeheilt sei.

Eines Abends, als ich ausging, kam mir auf dem Trottoir der Kellermeister mit seinem frisch verbundenen Kopf entgegen. Als er mich erblickte, wechselte er hinüber auf die andere Strassenseite. Er war offenbar von meiner «Schlagfertigkeit» beeindruckt. Der Spediteur in der neuen Firma erkundigte sich einmal nach meiner Auseinandersetzung mit dem Kellermeister. Ich schilderte ihm mein Erlebnis. Da er ihn als störrischen Mann kannte, prophezeite er mir, dass meine frühere Firma gewiss noch bittere Erfahrungen mit ihm machen werde.

Es ging mir recht gut an dieser neuen Stelle. Viele der früheren Kunden blieben mir treu und wechselten mit mir zur neuen Firma.

Von St. Louis nach Port Clinton

Die Stadt St. Louis, in der ich arbeitete, liegt etwa 480 km südlich von Chicago. Als es Ende März wurde, traten bei mir wieder Fieberanfälle auf. Ich musste den Arzt aufsuchen. Nachdem er mich vierzehn Tage beobachtet hatte – ich war in dieser Zeit immer der Arbeit nachgegan-

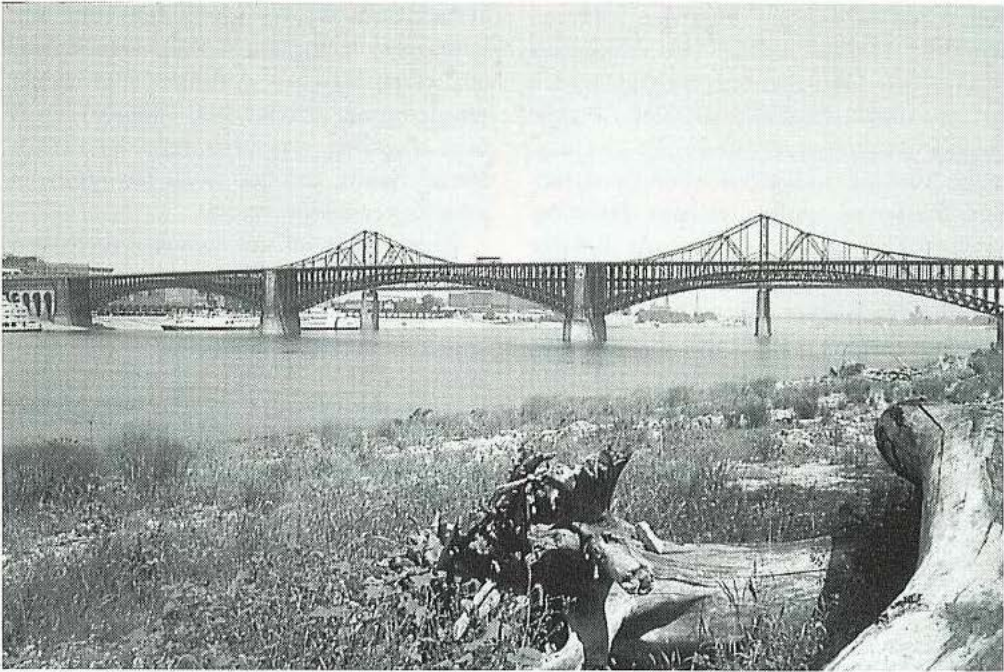
gen – und er von mir über den früheren Krankheitsverlauf mit all den Misserfolgen orientiert worden war, machte er mich auf eine Schwefelquelle aufmerksam, die bei der Zuckerfabrik fliesse. Er riet mir, jeden Morgen und jeden Abend von diesem Wasser zu trinken, er habe damit bei solchen Krankheiten schon gute Erfolge gehabt. Ich befolgte seinen Rat und holte von diesem Wasser. Da es beim Trinken den Geschmack von faulen Eiern hatte, nahm ich jeweilen einen Krug voll heim und stellte ihn aufs Eis. Gekühlt war das Wasser viel angenehmer zum Trinken.

Ich hatte beim Wasserholen die Gelegenheit benützt, meine neugierigen Blicke in der Zuckerfabrik schweifen zu lassen. Die Zuckerrohre, die in der Form wie Maisstengel aussehen, aber länger sind, kamen in grossen Fluss-Schiffloadungen den Mississippi herauf aus den Staaten Florida, Louisiana und Mississippi. Wenn man von den Stengeln die äusseren Hüllen entfernte, kam das Mark zum Vorschein, aus dem der Zucker gewonnen wurde. In der Fabrik geschah dies mittels grosser Maschinen. Beim Bau dieser Fabrik war die Schwefelquelle angebohrt worden. Als man deren Heilkraft erkannte, liess der Fabrikbesitzer das Wasser fassen, und er stellte es der Bevölkerung zur Verfügung. Ich machte diese Kur einige Wochen, leider ohne Erfolg. Ein Missbehagen wurde mein ständiger Begleiter bei der Arbeit. Glücklicherweise konnte mir mein Humor über diese Schwierigkeit hinweghelfen. Mit zunehmender Sommerhitze steigerte sich aber auch mein Leiden.

An einem Abend, es war schon stockfinster, ging ich – um etwas frische Luft zu geniessen – auf einer Strasse spazieren, die parallel zum im tiefen Bett fliessenden Mississippi verlief. Die Stadt St. Louis liegt leicht ansteigend auf dem erhöhten Ufer des Flusses. Plötzlich stiess eine Feu-

ersäule vom Wasser aus in die Höhe und bewegte sich langsam flussabwärts. Es war ein gespenstischer Anblick. Das Feuer wurde immer grösser, und endlich konnte man erkennen, was da brannte. Es war ein älteres Schiff, das nur noch für Umladewecke verwendet wurde.

Einmal kam ich auf meiner Arbeitstour zu einem Schweizer Wirt namens Schwendener. Er machte mich mit einem Gast bekannt, einem älteren Herrn mit dem Namen Furrer, einem gebürtigen Solothurner, der jetzt in Catawba Island lebte. Ich fragte ihn nach seiner Tätigkeit und dem Grund für seinen Besuch in St. Louis. Er stellte sich mir als Besitzer eines grossen Gutes vor. Jetzt sei er zum Verkauf von Wein und Branntwein unterwegs. Als ich ihm sagte dass ich im gleichen Fach tätig sei, begann er, sich näher für mich zu interessieren. Nachdem ich ihm einige Fragen offenbar zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, bot er mir eine Stelle in seiner Firma an, da für ihn das Reisen allmählich zu beschwerlich werde. Er versicherte mir auch, an seinem Wohnort sei das Klima für mich sehr gut, sein Hof liege nämlich auf einer Halbinsel im Erie-See. Ich wollte ihm nicht zusagen, bevor ich mit Herrn Herzog, meinem damaligen Chef, gesprochen hatte. Dazu bot sich dann am Abend Gelegenheit. Herzog wusste, wie es gesundheitlich um mich stand, und er erzählte mir, er habe selbst zwei Jahre in jener Gegend zugebracht und kenne sie sehr gut. Er sei überzeugt, dass das Klima für mich sehr gut sei, ich solle mich doch aber von meinem Arzt beraten lassen. Schon am folgenden Tag suchte ich diesen auf. Er könne diesen Plan nur begrüssen, sagte er mir, für meinen Zustand seien das nördlichere Klima und die Seeluft sehr vorteilhaft. Sofort teilte ich Furrer brieflich mit, dass ich bereit sei, diese Stelle anzutreten. Am dar-



Über die 1857 erstellte Vanderbilt-Brücke rollten die Züge von der Ostküste über den Mississippi in die Stadt St. Louis.

auffolgenden Samstag lag im Büro bereits ein Telegramm aus Catawba, das mich aufforderte, ohne Verzug zu kommen. Ich verhandelte mit Herrn Herzog, der von mir nur noch erwartete, dass ich gleichentags noch einige saumselige Kunden aufsuche, da ich das Geld besser eintreiben könne als er; nachher sei er bereit, mich freizugeben. Ich erfüllte diesen Auftrag und war um vier Uhr schon wieder zurück und konnte mit ihm abrechnen. Dann eilte ich nach Hause, um den Koffer zu packen, denn bereits um sieben Uhr fuhr mein Zug weg.

Die Fahrt ging zuerst über den Mississippi, über die einzige Brücke, die hier über den Fluss führte. Sie hatte zwei Ebenen: Auf der unteren fuhr die Eisenbahn doppelspurig, auf der oberen war eine vierspurige Strasse mit zwei Trottoirs. Die Brücke gehörte dem «Eisenbahnkönig»

Cornelius Vanderbilt. Jedermann, der sie benützte, hatte eine Taxe zu bezahlen: Fussgänger 5 Cents, Fuhrwerke 10 Cents und Eisenbahnreisende 25 Cents. Nachher rollte der Zug durch landwirtschaftliche Gegenden. Solange es Tag war, sah ich lauter Getreidefelder. Dann kam die Nacht. Ich legte mich zum Schlafen zurecht. Die Sitze im Eisenbahnwagen waren gepolstert und liessen sich für jede bequeme Lage verstellen. Der Zug hielt während der ganzen Nacht nur zweimal an. Gegen den Morgen, als das Tageslicht wieder kam, waren wir schon im Staate Ohio. Wir rasten durch Ölfelder, die auch in der Atmosphäre zu spüren waren. Um zehn Uhr langten wir in Toledo (Ohio), am Erie-See, an. Von dort aus musste ich mit einem Lokalzug weiterreisen. Da es aber Sonntag war, fuhr kein solcher Zug, und ich musste in Toledo bleiben. Vom



Auf schwindelerregenden Brücken - oft auch in Holzkonstruktion - überquerten die Züge die Täler der Appalachen. Der rasche Ausbau des Bahnnetzes von der Ostküste in den «Middle West» liess keine langen Bauzeiten zu.

Bahnhof aus lenkte ich meine Schritte zum Städtchen, und dort ging ich in ein Hotel, wo ich etwas zu mir nehmen wollte. Die Wirtschaft war aber geschlossen, und ich erhielt auf meine Fragen nach Unterkunft und Verpflegung nur ausweichende Antworten. Ich kehrte darum zum Bahnhof zurück, um mich dort nach einem Logis zu erkundigen und auch zu erfahren, um welche Zeit am nächsten Morgen mein Zug wegfahre. Als ich auf dem Perron auf und ab schlenderte, sah ich zufällig in die Restaurationsküche hinunter und erblickte dort am Kochherd ein bekanntes Gesicht. Es war der Bruder meines Schwagers Hunziker, den ich seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich

rief ihn beim Namen. Er schaute auf und blickte mich forschend an. Dann rief er mir zu, ich solle mich einen Moment gedulden, er komme gleich heraus. Erst als er mir dann gegenüberstand, erkannte er mich. Ich erzählte ihm mein Missgeschick wegen des Logis. Er klärte mich auf, dass hier ein besonderes Sonntagsgesetz mit Alkoholverbot gelte. Die Stammgäste würden zwar gleichwohl bedient, doch bei unbekanntem Gästen seien die Wirte vorsichtig. Er begleitete mich ins Hotel zurück, das ich vorher aufgesucht hatte. Und nun war alles anders. Hunziker wurde als Bekannter freundlich begrüsst und musste über mich Auskunft geben. Als er den Sachverhalt dargelegt hatte, entschuldigten sich die Leute vom Hotel. Sie hatten mich für einen Polizeiagenten gehalten und waren deshalb so zurückhaltend gewesen. So blieben wir nun zusammen und besuchten miteinander noch einige Schweizer in der Stadt, bis es Zeit war, ins Bett zu gehen. Am andern Morgen um sechs Uhr konnte ich meine Reise fortsetzen. Um neun Uhr kam ich an der Bahnstation an, die dem Wohnsitz Furrers am nächsten gelegen war. Dort erkundigte ich mich nach dem nächsten Bestimmungsort. Es sei etwa drei Wegstunden bis dorthin, sagte man mir, aber um zehn Uhr fahre ein Privatfuhrwerk mit der Post, vielleicht könnte ich dort mitfahren. Sie wiesen mich zur Wohnung des Mannes, und ich erkundigte mich nach einer Fahrgelegenheit. Mich selbst könne er schon mitnehmen, sagte er, aber für meinen Koffer hätte er keinen Platz. Ich solle diesen auf der Station zurücklassen, ein Knecht könne ihn ja am nächsten Morgen mit dem Fuhrwerk abholen.

Die Fahrt zu meinem neuen Arbeitsplatz, Port Clinton, führte anfänglich dem schönen Erie-See entlang, dann durch Wald, meistens mit Platanen, Sykomoren

und Linden bewachsen. Das Unterholz bestand aus Gestrüpp und viel wilden Reben. Der Wald lehnte sich an einen Hügel, der sich dem See entlang zog, und die Strasse wand sich durch Kulturland an Farmen vorbei, deren Gebäude von Obstbäumen umgeben waren. Dann folgten nur noch Weinrebenkulturen.

Gegen Mittag kamen wir am Ende der Halbinsel, in Catawba Island, an. Die Siedlung Furrers lag gerade an der Strasse. Es war ein schönes gemauertes Haus – dort eine grosse Seltenheit. Als ich ins Haus trat und mich Frau Furrer mit ihrer Tochter vorstellte, waren diese überrascht, denn sie waren es nicht gewohnt, anständig gekleidete Angestellte zu bekommen, was ich später während meines Aufenthaltes selbst erfahren musste. Nach einer Weile kam auch der Meister, Furrer, ins Haus und begrüßte mich. Er musste schon anderntags wegreisen und war deshalb hoch erfreut, dass ich auf sein Telegramm hin unverzüglich gekommen war. Zum Mittagessen erschienen noch zwei Knechte, die man mir vorstellte. Nach dem Essen zeigte mir Frau Furrer mein Zimmer, das im ersten Stock an der Strassenecke lag. Ich hatte von dort eine gute Aussicht auf die Strasse bis zum See. Es war ein nettes, heimeliges Stübchen, das sonst nicht für die Angestellten bestimmt war.

Nachher führte mich Furrer in den Weinkeller. Dieser war in drei Abteilungen unterteilt, in denen etwa 100 000 Liter eingelagert werden konnten. Er erklärte mir, die schönen ovalen Fässer seien alle mit Wein gefüllt; sie zu behandeln gebe viel Arbeit, die er nun mir übertragen wollte. Ich sicherte ihm zu, dies mit meinen besten Kräften und Kenntnissen zu tun. Dann gingen wir in die Scheune, wo es allerdings nicht sehr viel zu sehen gab. Es waren dort je zwei Pferde, Kühe und

Schweine, dafür aber etwa 70 Hühner. An die Gebäude schloss ein grosses Stück Rebland in etwas geneigter Lage an; es war mit verschiedenen Traubensorten bepflanzt. Dahinter dehnte sich ein Sumpf aus. Jenseits der Strasse war ein grosses Stück Land, auf dem bis zum Wald hinauf Pfirsichbäume standen. Östlich davon zog sich ein Feldweg hin, der die Grenze zwischen Furrers Land und dem des Nachbarn bildete. Weiter oben südlich wohnte ein verheirateter Sohn Furrers, der dort etwa zehn Acre Land mit Pfirsichbäumen und Reben bewirtschaftete. An dieses Land angrenzend folgte der bewaldete Höhenzug. Mitten im Wald lag ein grosses Stück Land, ebenfalls mit Pfirsichbäumen und Reben. Es war vor einigen Jahren gerodet worden. Die grossen Eichenstöcke waren aber noch im Boden; beim Pflügen musste man sie umfahren. (In Amerika wurden damals die grossen Waldbäume wie Eichen, Buchen usw. nicht ausgegraben, sondern nur abgesägt, und die Stöcke liess man verfaulen.)

Die Halbinsel war in bezug auf die Kulturen sehr schön, etwas gewölbt, an der Spitze mit vielen Obstbäumen bewachsen und mit acht Wohnstätten besiedelt. Eine Schiffllände krönte das äusserste Ende. Ein Postbüro sorgte für die Verbindung mit Port Clinton. Das Nordufer zog sich flach gegen den See hin. In den Sommermonaten Juli, August und September besuchten viele Feriengäste, meist Lehrer und Kaufleute aus Cleveland, Pittsburgh und andern Städten, die Halbinsel und benützten das flache Ufer als Strandbad. Die Badenden trugen damals lange Badehemden. Die heute allzu spärliche Strandbekleidung hätte als unsittlich gegolten! Weiter oben an der Nordküste war eine seichte Bucht. Es war eine versumpfte, mit Schilf bewachsene Flussmündung, Aufenthaltsort und

Schlupfwinkel von Moschritten (Bisamratten), Schildkröten und zahlreichen Amphibien. Etwa 50 Meter vom Nordufer entfernt lag im See eine kleine, mit Gestrüpp bewachsene Felseninsel. Sie hiess «Rattle Snake Island» (Klapperschlangen-Insel) und war tatsächlich ein Eldorado für Klapperschlangen. Weiter draussen im See gab es noch viele andere bewohnte Inseln, deren Hauptkulturen aus Reben und Pfirsichbäumen bestanden. Es herrschte hier ein sehr gesundes Klima, und mir brachte vor allem die Seeluft Genesung.

Wein- und Obstbau

In Port Clinton kaufte ich mir ein paar Überkleider, die ich anziehen konnte, bevor ich meinen Koffer erhielt. In dieser Arbeitskleidung ging ich mit Furrer zu den Knechten, die je mit einem Pferd und einer Pferdehacke (Kultivator genannt) zwischen den Rebenreihen das Unkraut beseitigten. Die Reihen waren je nach Sorte sechs, acht bis zehn Fuss (1 Fuss = 30 cm) voneinander entfernt. Die edleren Sorten, «Delaware», «Elvira» (vorzügliche Tafeltraube), «Virginia Seedling» (beste Rotweinsorte) und die «Catawba»-Trauben (bester Weisswein), machten nicht so grosse Ranken. Etwas geringer waren die «Ives Seedling»; sie lieferten aber doch einen Rotwein, der unseren «Clevner» noch übertraf. Die «Concord» ergaben einen geringeren Rotwein, etwa mit unseren Tessiner Trauben zu vergleichen. Die letztgenannten Sorten hatten sehr grosse Ranken und ergaben zwar viel, aber nur schwachen Wein. Sie mussten deshalb in einem Abstand von zehn Fuss gepflanzt sein, um genügend Sonne zu erhalten. Die Reihen hatten Eichenpfosten, die mit vier bis sechs Drähten bespannt waren.

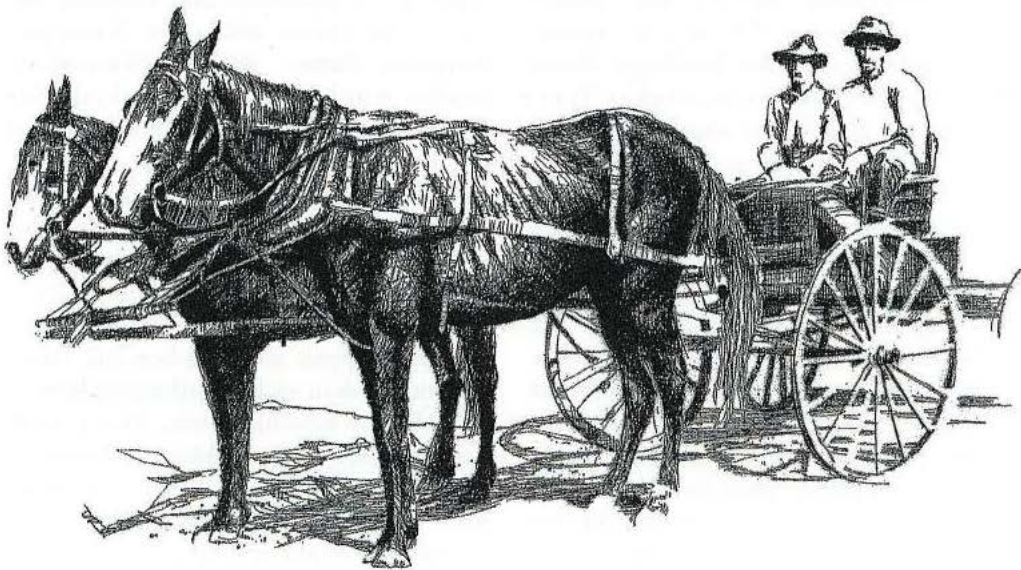
Der Meister wies mich an, morgen, wenn er wegreisen müsse, mich um die Arbeit in den Reben zu kümmern und die Knechte zu beaufsichtigen. Meine Aufgabe bestand darin, den Reihen nachzugehen und das Unkraut zwischen den Stöcken zu entfernen. Die gleiche Arbeit sei dann auch bei den Pfirsichbäumen zu verrichten. Er hoffe, sagte er, dass man, wenn er in einigen Tagen zurückkomme, mit der Arbeit im Weinkeller beginnen könne. Während wir ins Haus zurückkehrten, zeigte er mir die verschiedenen Plätze, die zu bearbeiten waren. Ich beobachtete die Knechte, wie sie ihre Arbeit verrichteten, und interessierte mich auch für den Wuchs der Reben. Die beiden Knechte, ein Schwabe und ein Badenser, waren nicht zuverlässig, wie dies der Meister angetönt hatte. Es wurde mir bald klar, dass ihnen gegenüber galt: «Hüte Dich am Morgarten!»

Nach dem Nachtessen bat mich Frau Furrer, mit ihr die Hühner zu füttern. Dem Haus gegenüber, auf der andern Seite der Strasse, war ein kleines, schattiges Wäldchen mit jungen Laubbäumen (Hickory, Nussbäume und Eschen), das früher, als Furrer noch eine Wirtschaft betrieben hatte, als Gartenwirtschaft benützt worden war. Der Kiosk, der als Buffet gedient hatte, stand noch da und erinnerte an diese Zeit. Am südlichen Ende des Wäldchens war ein Ökonomiegebäude, in dem die Brennerei (Destillerie) mit zwei eingebauten Brennkesseln und ein Fass mit über 2000 Litern Wein untergebracht waren. Im weitem lagen da der Eisschuppen und daneben das Hühnerhaus, in dem sechs Bruthennen lebten. Frau Furrer berichtete mir, dass jeweils Anfang August Feriengäste hieherkommen, deren Lieblingsspeise junge Hühner seien. Man müsse deshalb jedes Frühjahr so zeitig wie möglich mit dem Brutge-

schäft beginnen. Es gebe viel Arbeit auf dem Hof. Sie sei gespannt, wie ich damit zurechtkomme, da ich ja immer in den Städten gelebt habe und derartige Arbeit nicht gewohnt sei. Sie habe eigentlich Erbarmen mit mir. Ich versprach aber, alle mir aufgetragenen Arbeiten mit eisernem Willen zu bewältigen, nur für den Anfang müsse ich um ein wenig Geduld bitten, da ich immer noch viel unter Kopfschmerzen und Fieber zu leiden habe und mich mitunter ein wenig hinlegen müsse. Ich hoffe aber, in diesem Klima gesund zu werden, dazu sei ich schliesslich hergekommen. Ich sei auch daran interessiert, die Arbeit im Weinbau kennenzulernen. Mit meinem Eingeständnis hatte ich Frau Furrer etwas verunsichert. Sie sei überrascht, anstelle einer gesunden Kraft einen Rekonvaleszenten zu haben. Sie munterte mich aber auf mit den Worten, sie habe einen guten Eindruck von mir und sie glaube, nicht enttäuscht zu werden. Wir gingen wieder zurück ins Haus. Vor dem Schlafengehen hielt ich aber nochmals Umschau in der Scheune.

Am nächsten Morgen machte ich mich schon um vier Uhr auf die Socken. Ich verliess leise das Haus und orientierte mich anschliessend auf dem Hof nochmals genauestens. Um fünf Uhr kamen die beiden Knechte in den Stall, als ich eben im Begriff war, ins Haus zurückzukehren. Auch der Meister erschien, und er war nicht wenig erstaunt, als er mich schon von der Scheune her kommen sah. Ich half ihm schnell, den Federwagen aus der Remise zu nehmen und bereitzustellen. Furrer erkundigte sich, ob ich auch mit Pferden umzugehen verstehe. Als ich bejahte, meinte er, in diesem Fall könne ich mit ihm zur Station Port Clinton fahren. Er könne mir dann unterwegs die Gegend erklären, und ich könne auf der Rückfahrt meinen Koffer und das Gepäck mitnehmen.

Nach dem Morgenessen fuhren wir ab. Die Landschaft war taubenetzt – ein prachtvoller Juni-Tag. Die Gehöfte, die links und rechts des Weges zu sehen waren, gehörten nicht zu den Grossfarmen mit über 100 Acres (ein «acre» =



40,5 Acres). Es waren kleinere Betriebe mit 10 bis 30 Acres, die meistens mit Trauben- und Pfirsichkulturen bepflanzt waren. Die Farmer waren zum grössten Teil Pächter. Wir waren etwa zwanzig Minuten unterwegs, als mich Furrer auf eine etwa fünfzehn Meter breite Lücke im Waldhöhenzug aufmerksam machte, durch die eine schöne Seebucht mit einem Landungssteg zu sehen war. Hier wurden die Schiffe bei stürmischem Wetter verankert, weil der Landungssteg in Catawba Island, der im offenen See lag, keinen Schutz bot. Im Herbst holte man mit den Schiffen die Früchte bei den Farmern ab. Bald kamen wir durch den Wald näher zum See und sahen, wie zwei Adler vom Wasser aufstiegen. Furrer klärte mich auf, es handle sich um Seeadler, die sich von Fischen ernähren und völlig ungefährlich seien. Sie seien staatlich geschützt – der Seeadler ist das Wappentier der Vereinigten Staaten – und der Abschuss eines solchen Tieres werde mit mindestens 50 Dollars gebüsst. Ich sah, dass im Wald auch wilde Reben wuchsen, und wollte wissen, ob diese Trauben auch geerntet werden. Ich erfuhr, dass die Vögel diese fressen, bevor der Mensch dazukommt. Man müsse auch im Rebberg den Vögeln wehren. Interessanterweise seien es immer die besseren Trauben, auf die sie erpicht seien.

Wir erreichten schliesslich Port Clinton, wo ich meinen Koffer in Empfang nahm, während Furrer seine Geschäfte erledigte. Für die Heimfahrt wählten wir den weiteren Weg, der dem westlichen Ufer der Halbinsel entlang führte. Diese Gegend war flach und ohne Wald, es gab hier nur Weideland und Äcker. Mit dieser Rundreise hatte ich den grössten Teil der Halbinsel zu sehen bekommen.

Am nächsten Tag reiste der Meister für einige Tage weg. Ich musste nun mit den beiden Knechten allein in die Weinberge

und die Pfirsichbaumgärten gehen. So lebte ich mich aber rasch in die landwirtschaftlichen Arbeiten ein. Über die Mittagszeit herrschte eine drückende Hitze, auf die ich mit starken Kopfschmerzen reagierte. Da ich diese nicht lange aushalten konnte, musste ich auf Abhilfe sinnen. Die Hitze war auch für die gesunden Menschen und die Pferde fast nicht zum Aushalten. Da wir nachts noch Mondschein hatten, schlug ich Frau Furrer vor, dass wir morgens um drei Uhr mit dem Pflügen beginnen und um zehn Uhr aufhören sollten. Die Zeit bis zum Mittagessen könnte mit Hackarbeit ausgefüllt werden. Nach dem Essen wäre eine Ruhepause von zwei Stunden einzuschalten, damit wir nachher wieder weiterpflügen könnten. Die Meisterin war mit meinem Vorschlag einverstanden. So teilte ich den Knechten die Änderung der Arbeitszeit mit, der sie gerne zustimmten. Ich musste nun in der Folge am Morgen um halb drei Uhr aus den Federn, um die Knechte zu wecken, die ihre Unterkunft im Nebengebäude hatten. Nach diesem Programm ging die Arbeit zügig voran, und ich musste so wegen der grossen Hitze nicht extra aussetzen.

Wir hatten die Arbeit bereits vollendet, als der Meister von seiner Reise zurückkam. Nachdem wir fertig gepflügt hatten, mussten die Knechte mit der Hacke in den Reihen zwischen den Weinstöcken das Unkraut beseitigen und den Boden lockern. Der Meister und ich gingen in den Keller, wo viel Arbeit auf uns wartete. Zuerst probierten wir den Wein, der gar nicht klar war und sich in der Qualität als minderwertig und deshalb unverkäuflich erwies. Bei zwei Fässern mit 30 hl Wein lohnte sich eine weitere Behandlung nicht mehr, der Alkoholgehalt war zu gering und der Wein ohne Geschmack. Ich schlug Furrer vor, den Inhalt dieser Fässer

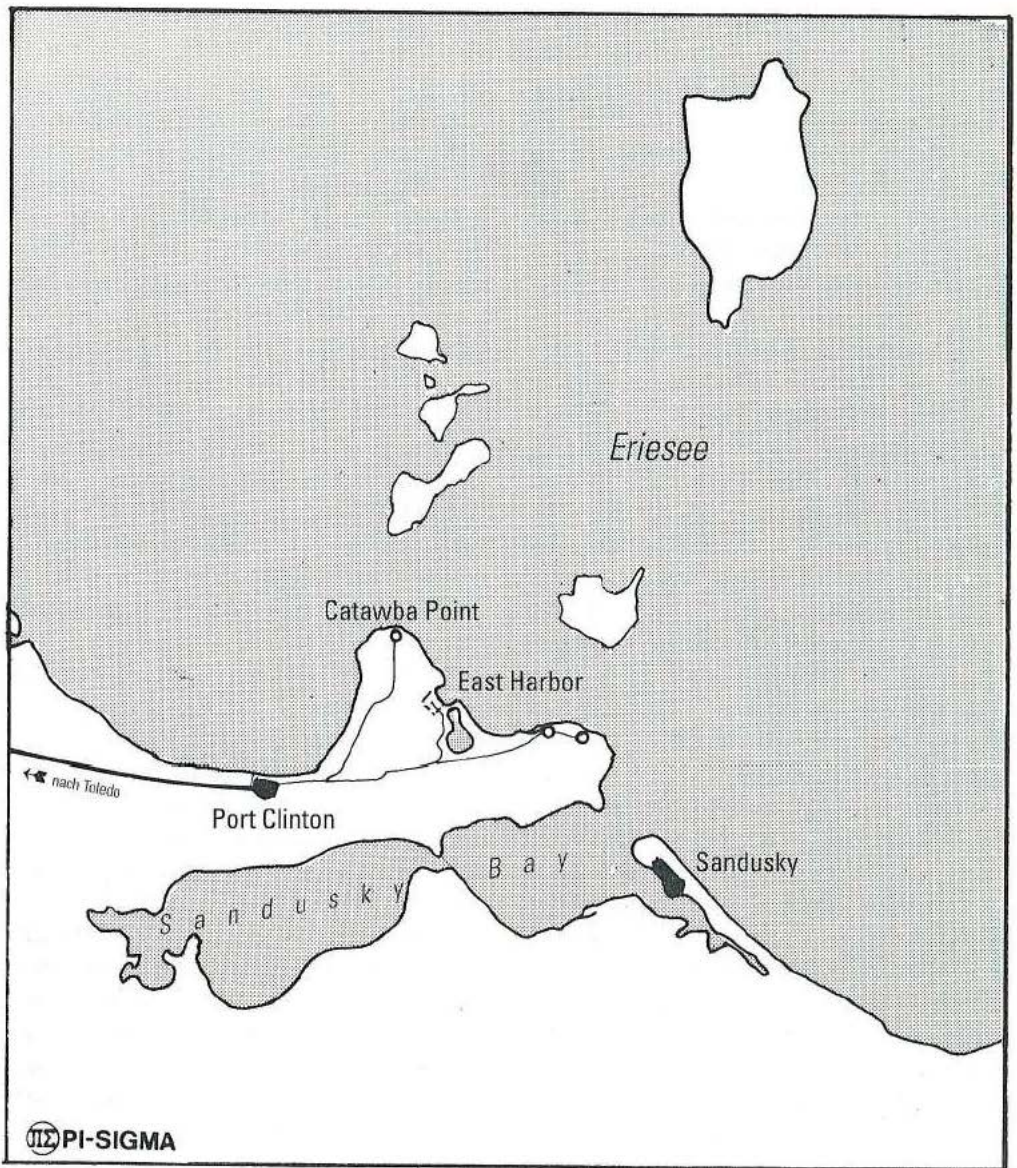
in die Ablaufdole laufen zu lassen. Zuerst sträubte er sich dagegen, musste mir dann aber recht geben, als ich die Auffassung vertrat, dass man auch mit der sorgfältigsten Behandlung keinen verkäuflichen Wein mehr daraus machen könne. Er willigte schliesslich in meinen Vorschlag ein.

Neben den landwirtschaftlichen Arbeiten erforderte die Weinpflege einen grossen Aufwand. Beides verlangte einen rechten Einsatz. Die Pfirsichbäume und die Reben hingen voller Früchte und versprachen eine schöne Ernte. Es war ein herrlicher Anblick. Vom 20. Juli an reiften die ersten Pfirsiche, die Trauben natürlich erst im September. Täglich musste man die Bäume absuchen und die reifenden Früchte pflücken, da nicht alle miteinander reif wurden, für den Versand aber auch nicht zu reif sein sollten. Der Anblick der reifen Pfirsiche stellte für mich eine grosse Versuchung dar, so dass ich einige der rotbackigen Früchte ass, offenbar mehr, als mir gut getan hätte. In der Nacht bekam ich nämlich so heftige Leibscherzen, dass ich mir nicht mehr zu helfen wusste. Ich stand auf und weckte Frau Furrer, der ich mein Übel klagte. Sie teilte meine Vermutung, dass die Pfirsiche schuld seien an meinem Ungemach. Sie gab mir einen Schluck Brantwein und kochte mir Tee. Damit konnte der grösste Schmerz etwas gelindert werden, aber gegen den Morgen nahm er wieder zu. Man liess den Arzt kommen, der vier Stunden entfernt wohnte. Er stellte eine Vergiftung fest, die von den Pfirsichen herrühren müsse. Vorsorglich hatte er Arzneien mitgenommen. Zudem verordnete er mir eine Woche Bettruhe und strenge Diät. Er warnte mich vor dem weiteren Genuss dieser Früchte; sie hätten mir leicht den Tod bringen können, sagte er. Ich erholte mich so, dass ich zur Zeit der Haupternte wieder arbeiten konnte.

Um den raschen Abtransport der vielen Früchte zu sichern, fuhren täglich zwei Kursschiffe die Landungsstelle an. Das eine fuhr nördlich nach Detroit, das andere nach Sandusky und Toledo.

Das Abnehmen der reifen Früchte von den Bäumen besorgten meistens die Männer. Tagsüber und abends wurden die Früchte dann sortiert und in Schindelkörbe verschiedener Grössen verpackt. Oben wurden die Körbe mit roter Gaze überzogen, damit man die Früchte sehen konnte. Die Körbe waren von einem Bushel (= 75 amerikanische Pfund, entspricht ca. 34 Kilogramm) abwärts abgestuft. Für die Trauben hatten wir Kistchen von 8-10 Pfund Inhalt. Abends, wenn die Tagesernte verpackt war, musste ich an jedem Korb das Speditionszeichen anbringen, das Gewicht feststellen und den Frachtbrief ausfertigen. Es wurde oft Mitternacht, bis ich mich ins Bett legen konnte.

Am Morgen war schon vor fünf Uhr Tagwacht, denn um sieben Uhr kam das Schiff, und dann musste alles zum Laden bereit sein. Ich musste deshalb schon eine halbe Stunde vorher dort sein, um die Ware zur Spedition eintragen zu lassen. So ging es täglich bis Ende Oktober. Es gab in jenem Jahr eine Rekordernte von Pfirsichen und Trauben. Der Absatz war aber nicht geregelt. In der Stadt gab es Provisionshändler, die die Früchte ohne festen Preis übernahmen. Jeweils Ende Monat wurde abgerechnet. Dabei wurde der variierende Verkaufspreis notiert, von dem die Provision und die Frachtkosten in Abzug kamen. Den Rest erhielt der Produzent. Die Abrechnung vom August war noch annehmbar. Im September blieb aber für die Farmer gar nichts übrig, die Spesen frassen alles auf. Nicht einmal die Kosten für die Körbe und die Gaze waren gedeckt. Für die Farmer war dies nicht nur



eine Enttäuschung, sondern eine Katastrophe. Viele von ihnen hatten auf die Ernte hin ihren ganzen Bedarf auf Kredit bezogen.

Furrer erkannte dies rechtzeitig und stellte um. Als er sah, dass die Pfirsiche auf den überfüllten Märkten nicht mehr abge-

setzt werden konnten, beschloss er, sie zu vermahlen und für die Destillation einzumachen. Wir mussten sofort die grossen Tresterfässer ausdämpfen. Wir verwendeten dafür einen kleinen, transportablen Dampfkessel, den wir unten im Hof bei der Brennerei aufstellten. Mit einer Lei-

tung wurde der Dampf in die Fässer geleitet. Wir konnten damit in einem Tag fertig werden, so dass alles zur Aufnahme der Trester bereit war. Nun schnitten wir ein grosses Fass entzwei. Auf die eine Hälfte montierten wir die Mühle, die wir in der Remise bei der kleinen Dampfmaschine aufstellten. Die andere Hälfte plazierten wir daneben zur Aufnahme der Pfirsiche. Als alles soweit war, gab Furrer den Farmern bekannt, er kaufe Pfirsiche zu zehn Cents pro Bushel unverpackt. Natürlich war dies ein niedriger Preis, den die Farmer erhielten, aber sie hatten ja auch keine Auslagen für Körbe und Gaze. Es wurden deshalb so viele Früchte angeliefert, dass wir alle Hände voll zu tun hatten. Die Dampfmaschine mussten wir auf voller Kraft laufen lassen, da in der Mühle die ganzen Früchte mit den Steinen vermahlen wurden. Ende Oktober kam dann eines Nachts ein starker Frost, und was nicht gut reif war, erfror. Dies setzte der Ernte ein rasches Ende.

Neben all diesen Arbeiten wurden auch die Trauben gekeltert. Wir machten Rotwein und Weisswein. Sehr viele der Trauben wurden gleich an die Weinhändler verkauft, während edlere Sorten auf dem Markt angeboten wurden. Die gut ausgereifen Trauben ergaben einen guten Wein. Erst jetzt ging mir auf, dass der Wein, den ich seinerzeit verkauft hatte, nicht ganz «waschecht» gewesen war. Wir brauchten nun einige Wochen für das Destillieren der eingemachten Pfirsich- und Traubentrester. Das gab für mich wieder lange Tage und kurze Nächte. Wir begannen am Morgen schon um vier Uhr und beendigten unsere Arbeit erst gegen Mitternacht. Wir stellten so etwa acht Hektoliter Branntwein her.

Winter am Erie-See

Unterdessen war der Winter eingebrochen. Bei trockenem Wetter musste ich mit den Knechten im Wald werken. Wenn aber unbeständiges Sudelwetter herrschte, besorgte ich die Kellerarbeit, bei der mir beim Reinigen der Fässer ein Mann helfen musste. Bis etwa zum Neujahr hatten wir ziemlich mildes Wetter, aber nachher fiel recht viel Schnee. Im Februar kam dann die grosse Kälte mit bissigem Nordostwind. In der Zeit von einigen Tagen frohr der Erie-See zu. Den Postverkehr zwischen und mit den Inseln besorgte jetzt ein Segelschlitten: Ein Segelweidling wurde auf einen lenkbaren Vorder- und Hinterschlitten aufmontiert. Der Wind blies in die Segel, und fort ging es in sausender Fahrt auf dem Eis.

Nach ein paar Tagen konnten wir etwa 30 cm dickes Eis schneiden und damit die Eisspeicher füllen. Ich half abwechslungsweise draussen auf dem See beim Schneiden oder drinnen im Speicher. Die Arbeit war für mich wieder neu, doch konnte ich bald mithelfen und eingreifen, wo es nötig war. Im Herbst hatte der Meister noch einen jungen Knecht namens Arnold eingestellt, der das Fuhrwerk betreute und jetzt im Winter mit dem Eis vom See her heimfahren musste. Die Eisschneider hatten soeben wieder ein Rechteck ausgesägt. Die Blöcke lagen alle schön aneinandergesetzt, so dass es fast wie eine feste Fläche aussah. Arnold und ich kamen mit dem Fuhrwerk angefahren und wollten uns zu den Eisschneidern begeben, um nachzusehen, ob man mit dem Markierpflug wieder vormarkieren müsse. Arnold ging, ohne sich weiter zu achten, auf geradem Wege über das Eis. Plötzlich verschwand er zwischen den Eisblöcken. Rasch sprang ich hinzu und reichte ihm die Hand. Ich konnte ihn halten, bis die Eisschneider



In den ersten Jahren ihres Siedler-Daseins diente den bäuerlichen Einwanderern ein Blockhaus aus unbehauenen Stämmen als Heim.

kamen und ihn herauszogen. Ich lud ihn sofort auf den Schlitten, und in schnellem Tempo fuhren wir nach Hause. Obwohl es nicht weit war, waren seine Kleider in der grossen Kälte schon steif gefroren. Wir zogen ihn aus und legten ihn in ein warmes Bett. Ich kehrte zum See zurück und führte für den Rest des Tages das Eis mit dem Fuhrwerk. So lernte ich zugreifen bei jeder Arbeit in der weiten Welt, denn kein Mensch braucht sich seiner Arbeit zu schämen, sei sie noch so wenig angesehen.

Bald war der Winter vorüber. Ich hatte ihn gesundheitlich recht gut überstanden. Zeitig im Frühjahr fing man mit dem Rebenschnitt an. Es musste mancher Zweig mit der Schere entfernt werden, bis man mit allen Reben zu Ende kam. An den Pfirsichbäumen schnitt man nichts, nur die dünnen Äste wurden herausgesägt. Nachdem wir mit dem Rebenschnitt fertig

geworden waren, ging ich für eine Woche zu meiner inzwischen verheirateten Schwester. Auch wollte ich meine alten Freunde besuchen. Es war dies eine Distanz von über 100 Stunden (500 km). Nach dem arbeitsreichen Jahr war mir aber ein Ausspannen zu gönnen, und ich sehnte mich danach, all die Leute dort wieder einmal zu sehen. Auf Ersuchen Furrers nahm ich auch Muster von Wein und Branntwein mit, um eventuell bei meinen Bekannten Bestellungen aufnehmen zu können.

Viel Arbeit und wenig Dank

Als ich wieder zurückkam, ging Furrer für zwei Wochen auf die Reise, um seine Getränke zu verkaufen. Frau Furrer und die Tochter waren darüber froh, es sei in

letzter Zeit kaum zum Aushalten gewesen mit ihm. Zu Hause habe er nicht viel gearbeitet, aber überall Anlass zum Schimpfen und Reklamieren gefunden, ohne selbst mit dem guten Beispiel voranzugehen. Für mich und die beiden Knechte gab es nun viel Arbeit. Wir mussten anpflanzen, Einzäunungen ausbessern, Rebpfähle festschlagen, Drähte anspannen. Als der Meister zurückkam, brachte er einige Bestellungen mit, die ich nun herzurichten und für die Spedition bereitzustellen hatte. Inzwischen mussten die Knechte zwischen den Reben und den Pfirsichbäumen zum ersten Mal wieder pflügen. Im untersten Teil des Hofeinganges war auf der einen Seite eine Wiese, auf der bis jetzt Heu eingesammelt wurde. Dieses Jahr wurde sie nun umgepflügt und mit Pfirsichbäumen bepflanzt. Die Einteilung und die Bepflanzung musste ich vornehmen. Neben diesem Stück Land lag ein Sumpf, den ich mit den Knechten entwässerte. Gefälle war nicht viel vorhanden, da die Talsohle beinahe auf der Höhe des Seespiegels lag. Mitten im Land war eine zerfallene Zisterne, die wir wieder instand stellten. Mit der Wasserwaage und einer Setzlatte nivellierten wir und verteilten das wenige Gefälle gleichmässig. Die neu eingesetzten Dränierrohre mussten wir alle auf Bretter legen, weil der Untergrund zu weich und sumpfig war. Als wir diese Arbeit beendet hatten und der Boden etwas trocken geworden war, pflügten wir und pflanzten nachher Mais an. Den Rändern entlang zogen wir Kürbisse, die auf dem fetten, sumpfigen Boden bestens gediehen. Die Arbeiten, die über den Sommer verrichtet werden mussten, gestalteten sich etwa gleich wie im Vorjahr.

Etwa eine halbe Stunde von uns entfernt wohnte ein Anglo-Amerikaner, Jeweth, der einige Acres Kulturland besass, das mit Edelobstbäumen und

Reben bepflanzt war. Im letzten Herbst hatte er noch einen Früchtehandel betrieben und von Furrer 75 Kistchen Tafeltrauben der edelsten Virginia-Seedlings gekauft, aber nie bezahlt. Furrer machte nun im Frühjahr einen Buchauszug und stellte nochmals Rechnung. Eines Tages tauchte dieser Mann bei Furrer auf und bestritt, von ihm je Trauben bezogen zu haben. Furrer verwies auf mich als Zeugen. Drei Wochen später kam Jeweth zu mir und bot mir einen neuen Anzug an, wenn ich vor dem Richter aussage, ich hätte keine Trauben für ihn spedierte. Furrer habe ihn schon verklagt, aber er habe die Forderung bestritten und mich als Entlastungszeugen angegeben. Natürlich wies ich ihn ab und erklärte ihm, ich trage nur redlich verdiente Kleider und sei es gewohnt, vor dem Richter die Wahrheit zu sagen. Nach einigen Tagen kam dann die Vorladung vor Gericht. Mit meinem Speditionsbuch ging ich zum Dockmaster (Schiffsspediteur) und holte einen Ablieferungsauszug, der genau mit meinem Buch übereinstimmte.

An der Verhandlung fragte mich der Richter, ob ich in diesem Streit der beiden die Wahrheit sagen und darauf einen Eid ablegen könne. Ich bejahte dies. Nachdem ich den Eid abgelegt hatte, wies ich die beiden genannten Dokumente vor. Der Richter nahm Einsicht und fragte dann Jeweth nochmals, ob er die Schuld immer noch nicht anerkenne. Jeweth verneinte erneut. Hierauf las der Richter die Dokumente vor und verurteilte Jeweth zur Bezahlung der Lieferung und zur Übernahme der Gerichtskosten. So musste Furrer froh sein über meine exakt geführten Bücher. Ohne sie hätte er nichts bekommen. Er würdigte mich aber keines Dankes. Seine Frau entschuldigte sich nachher, sie war über das Verhalten ihres Mannes sichtlich empört.



Das zweite, definitive Haus sah dann den Fertigkeiten und dem Ehrgeiz des Siedlers entsprechend aus.

Es war Mitte Juni, und die Reben sollten aufgebunden werden. Auf den übernächsten Tag waren dafür einige Mädchen engagiert worden, aber erst jetzt sah Frau Furrer, dass keine Heftbänder mehr da waren. Sie bat mich darum, mit Arnold an den See hinunter zu gehen, um Binsen zu holen, die gut zum Heften gebraucht werden können. Ich erkundigte mich genau, wie ich da vorzugehen hätte. Ich brauchte eine Sichel und ein Paar Gummistiefel, denn ich musste im Wasser stehen. Es hatte oft Wasserschlangen, aber auch Schildkröten und eine Menge von Amphibien. Arnold spannte gleich ein, und wir machten uns auf den Weg. Etwa zwanzig Minuten brauchten wir, bis wir zur Stelle kamen, wo der Weidling angebunden war. Hier spannten wir aus und banden das Pferd im nahen Wald an, denn es war ein schöner Tag. Ich machte das

Schiffchen flott, weil wir einige hundert Meter weit in den See hinaus rudern mussten, bis wir an eine versumpfte Flussmündung kamen, in der die Binsen wuchsen. Ich entkleidete mich bis auf die Hosen und die Gummistiefel und stieg ins Wasser, das dort etwa 60 cm tief war. Mit der Sichel schnitt ich die Binsen auf dem Grund ab und gab sie Arnold ins Schiff, wo er sie bündelte. Die sengende Sonne brannte mir auf den nackten Rücken, und oft tauchte ich unter, um abzukühlen. Plötzlich sah ich, vielleicht vier Meter vom Land entfernt, fünf kegelförmig aufgebaute Türme. Diese standen in einem nahen Umkreis beieinander und reichten vom Grund aus bis 30 cm über den Wasserspiegel. Sie hatten einen Durchmesser von 25 cm und waren aus einem Gemisch von Schlamm und Pflanzenwurzeln aufgebaut. Dies seien Moschratten-Türme, klärte

mich Arnold auf, die seien unterirdisch mit dem Land verbunden. Am Tage halten sich die Moschratten in diesen Türmen auf, und in der Nacht gehen sie aufs Land, um dort ihre pflanzliche Nahrung zu suchen. Die Tiere sind wegen ihres kostbaren Pelzes sehr geschätzt.

Bald hatten wir genügend gebündelte Binsen auf unserem Schiff, und wir ruderten wieder zurück zum Fuhrwerk, wo wir umluden und dann heimwärts fuhren. Als die Meisterin den grossen Haufen schöner Binsen sah, lobte sie uns. Gegen den Abend nun spannte und schmerzte es mich immer mehr auf dem Rücken. Nach dem Nachtessen meldete ich dies der Meisterin. Sie schickte mich ins Bett, sie wolle dann nachsehen kommen. So suchte ich mein Lager auf, aber ich musste auf dem Bauch liegen; in der Rückenlage waren die Schmerzen nicht auszuhalten. Als dann die Meisterin kam und meinen Rücken sah, rief sie aus: «Mein Gott, John, du häsch ja de Rugge vole Blaater, ich will schnäll öppis hole!» Sie brachte dann Rahm und Stoff von ausgetragenen Kleidern. Mit dem Rahm bedeckte sie die Brandblasen und legte den Stoff mit einem Leintuch über den Rücken.

Die ganze Nacht über hatte ich arge Schmerzen. Gegen den Morgen liess das Spannen nach, und auf den Mittag stand ich auf. Mit einem leichten Hemd bekleidet, setzte ich mich an den Tisch. Nach dem Essen half ich Arnold, die Binsen herzurichten. An den folgenden Tagen sollte ich, bevor wir die Reben anbinden konnten, mit der Meisterin die überschüssigen Rebschosse ausbrechen und entfernen. Mit meinem immer noch wunden Rücken ertrug ich aber das Bücken nicht. Es musste darum eines der Mädchen diese Arbeit lernen, und ich übernahm das Aufheften, was ich im Stehen tun konnte. Auch diese Verrichtung, die bei grosser

Hitze besorgt werden musste, war in zwei Wochen zu Ende.

Nachher folgten – wie im Vorjahr – die Arbeiten in den Reben und den Pfirsichkulturen, aber auch in den Mais- und Kartoffelpflanzungen. Bei den Kartoffeln trat damals der Koloradokäfer auf, den man durch Spritzen mit einer Lösung von Schweinfurter Grün (Doppelsalz des Kupfers mit arseniger Säure und Essigsäure) bekämpfte.

Eines Tages im August kam ein Nachbarfarmer mit einer dreijährigen, etwa 70 cm langen Klapperschlange in der Hand. Das Alter dieser Reptilien lässt sich dadurch feststellen, dass sie mit jedem Jahr ein paar Schuppen bekommen, die aus Hornhaut bestehen und wie Tannzapfenschuppen aufeinanderliegen. Mit dem Lärm dieser Schuppen, die bei starker Bewegung klappern, warnen die Tiere, die sich meist im Verborgenen aufhalten, wenn jemand in die Nähe kommt und sie in ihrer Ruhe stört. Reagiert man auf das stossweise Surrgetön nicht, so schießt die Schlange auf einen los und schlägt mit ihrem tödlichen Biss blitzschnell zu. Unser Nachbarfarmer war diesem Schicksal nur dadurch entgangen, dass das Reptil sich im Saum seines Gummimantels verbiss. Er erzählte uns, dass er daran war, in seinem Kartoffelacker Unkraut auszureissen. Er hatte dazu, weil es kurz vorher ausgiebig geregnet hatte, den Gummimantel angezogen, um seine Kleider an den Stauden nicht nass zu machen. Als er sich bückte und eben einen Stock fassen wollte, sei die Schlange hervorgeschossen, habe aber nur seinen Mantel erwischt. Da diese Schlangen Widerhaken an ihren Giftzähnen haben, konnte sie sich nicht mehr lösen. Es war deshalb unserem Nachbarn möglich, sie mit der Hand hinter dem Kopf zu fassen und zu erwürgen. Ihr Leib war jetzt noch um seinen Arm

geschlungen. Ich wollte ihm diese Klapperschlange abkaufen, aber er wollte sie selbst behalten.

Im Herbst kamen immer die Berufsfischer in unsere Gegend. Sie legten draussen im See die grossen Netze aus und fingen täglich etwa 50 Kisten (etwa mit unseren Bierkisten zu vergleichen) voll Fische. Unser Knecht Arnold kannte viele von ihnen, und er brachte oft etwas von ihrem Fang nach Hause. Da gab es dann nach dem Feierabend einen herrlichen Fischschmaus und ein paar fröhliche Stunden.

In Catawba herrschte ein sehr mildes und gesundes Klima. Weil der Seegrund auf der einen Seite nur langsam abfallend war, waren dies ideale Voraussetzungen für ein Strandbad. Es ist darum nicht verwunderlich, dass sich jeden Sommer sehr viele Feriengäste aus den südlichen Städten einfanden. Auch Furrer hatte regelmässig zwei Gäste. Weil man nur bei Furrer, der früher eine Wirtschaft betrieben hatte, Wein und Whisky erhielt, kamen jeden Abend die Feriengäste aus nah und fern bei uns zusammen. Gelegentlich musste ich sogar mein Schlafzimmer zur Verfügung stellen, in dem die gut bemittelten Gäste bis in den Morgen hinein um Geld spielten, was öffentlich verboten war. Da ging es jeweilen hoch her. Ganze Beigen Dollars lagen auf dem Tisch, und es wurde viel umgesetzt.

Im Hof hatten wir eine schöne Reblaube von sogenannten Direkträgern. In der Laube stand ein langer Tisch mit Bänken, und an schönen Abenden war da bis um Mitternacht Betrieb. Furrer bediente die Leute selbst, wobei ich ihm oft helfen musste. Da meine Bedienung den Gästen besser gefiel, verlangten sie bis zuletzt immer mich. Unter unsern Stammgästen war ein gewisser Herr Webster aus Pittsburgh mit seiner Frau. Er war dort Betriebsleiter der grossen Westinghouse-

Bremsen-Gesellschaft. Der nette Herr brachte jedesmal seine eigene Jacht mit, und wenn er zu uns kam, verlangte er immer mich für die Bedienung. Er interessierte sich für meine Heimat, und ich musste ihm viel erzählen über Land und Leute in der Schweiz. Da er vernahm, dass ich das Bombenattentat von Chicago in nächster Nähe miterlebt hatte, musste ich ihm auch dies genau schildern. Aus unseren Gesprächen entwickelte sich eine Art Freundschaft. Als seine Ferien zu Ende gingen, fragte er mich, ob er mich zum Dank für meine gute Bedienung zu einer Rundfahrt auf dem See einladen dürfe. Ich nahm dies gerne an unter der Voraussetzung, dass Furrer damit einverstanden sei. Ich musste Furrer rufen, der Webster die Antwort gab: «Yes, yes, he can come with you.» («Ja, ja, er kann mit Ihnen kommen.») Darüber freute ich mich sehr. Ein schöner Freitagmorgen brach an, und am Samstag wollte Webster abreisen. Eines seiner Mädchen kam, um mich zur Seefahrt abzuholen. Ich meldete dies Furrer. Er fuhr mich aber an, was mir denn einfallen, es sei heute nichts mit einer Spazierfahrt, es seien notwendige Arbeiten zu machen und eine Spedition auszuführen. Ich durfte also nicht gehen und musste mich durch das Mädchen entschuldigen lassen. Am Abend kam Mr. Webster noch einmal, er wollte den Grund für meine Absage erfahren. Ich berichtete ihm, was geschehen war. Er war darüber so erbost, dass er nicht einmal mehr etwas konsumieren wollte. Er gab mir ein Trinkgeld und sagte: «You shall not stay and work for such a niggard man!» («Sie sollten nicht bleiben und für solch einen geizigen Mann arbeiten!») Er verabschiedete sich von mir und schwor, nie mehr bei diesem Mann einzukehren.

Ein wichtiger Entschluss

Auf Ende Oktober kündigte ich meine Stelle bei Furrer. Ich hatte vor, über Detroit nach Chicago zu fahren. Anlässlich einer Speditionsablieferung erkundigte ich mich beim Kapitän des Dampfers «Remosa», der nach Detroit Kurs nahm, nach einer Fahrgelegenheit. Als der Kapitän mich sah und meinen Namen hörte, sagte er: «Ja, Sie haben manche Spedition auf unserem Schiff gemacht, Sie sind willkommen auf unserem Dampfer. Am 31. Oktober fahren wir zum letzten Mal, dann können Sie mitkommen. Benachrichtigen Sie Ihren Freund in Detroit, dass wir dort abends um acht Uhr eintreffen, und bringen Sie Ihren Koffer und was Sie sonst noch zum Mitnehmen haben rechtzeitig zum Schiff. Es wird noch ein schönes Fährtchen werden.»

Einige Tage nach meiner Kündigung fragte mich Frau Furrer eines Abends, warum ich fort wolle, sie hätten mir doch einen rechten Lohn bezahlt, mehr als jedem anderen Angestellten vor mir. Ich gab ihr zur Antwort, dass wohl auch kein anderer bei Ihnen soviel geleistet habe wie ich. Ich sei jederzeit zu jeder Arbeit bereit gewesen und hätte während der Fremdensaison allabendlich bis Mitternacht Wein verkauft, ohne dafür einen freien Tag oder eine Entschädigung zu erhalten. Als ich einmal Gelegenheit gehabt hätte, mit Herrn Webster auf dem See zu fahren, sei mir dies ausgeschlagen worden, obwohl Herr Furrer mir einige Tage vorher dazu die Erlaubnis gegeben hatte. Wenn nicht das Klima für meine Gesundheit so gut und die Behandlung durch Frau Furrer so freundlich gewesen wären, hätte ich schon längst einen anderen Arbeitsplatz gesucht. Ich sagte frei heraus, Furrer verdiene es gar nicht, dass man mit solchem Interesse für ihn arbeite, wie ich dies getan hatte.

Die Meisterin konnte mir nur beipflichten; sie habe auch kein schönes Los, sagte sie mit Tränen in den Augen.

Der 31. Oktober kam, und ich nahm Abschied von Catawba Island. Vom Schiff aus blickte ich noch einmal über die mir liebgewordene Gegend, in der ich meine Gesundheit, wenigstens teilweise, wiedererlangt hatte. Als es anfang zu dunkeln, kam der Kapitän zu mir auf Deck und lud mich zum Nachtessen ein. Bei dieser Gelegenheit fragte ich nach meiner Schuldigkeit für die Überfahrt und das Essen. Aber der Kapitän klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: «It is all right, Sir, it is paid.» («Es ist alles in Ordnung, es ist bezahlt.») Ich wollte wissen, wieso. Es habe ihn gefreut, dass er sich habe erkenntlich zeigen können für die vielen Speditionen, die ich ihm habe zukommen lassen. Wir plauderten noch eine Weile miteinander. Auf einmal ertönte die Dampfpeife – wir liefen den Hafen von Detroit an. Der Kapitän musste auf die Kommandobrücke. Ich begab mich wieder auf Deck, um die Landung zu verfolgen. Die Sorge um mein Gepäck übernahm der Kapitän, und ich konnte mich nur noch rasch für sein Entgegenkommen bedanken und mich von ihm verabschieden.

Am Landungsplatz erwartete mich schon mein Freund Berger. Er geleitete mich zu seinem Heim, einer Wirtschaft, wo ich von Frau Berger, einer tüchtigen Bernerin, freundlichst empfangen wurde. Wir unterhielten uns noch eine Weile und berichteten dieses und jenes, wie es üblich ist, wenn Schweizer in Amerika zusammenkommen. Wir sprachen natürlich auch über Furrer, der den Bergers als Geizhals bekannt war. Doch bald verdrückte ich mich in die Federn, denn während der Fremdensaison und in der Erntezeit war ich selten vor Mitternacht ins Bett gekommen.

Am folgenden Tag erwachte ich erst gegen Mittag. Nach dem Essen zeigte mir Herr Berger die schöne Stadt Detroit. Sie liegt am Detroit River, der den Erie-See mit dem Huron-See verbindet. Die gegenüberliegende Stadt Windsor gehört schon zu Kanada. Detroit ist schön angelegt. Ungefähr in der Mitte liegt das Stadthaus (City Hall). Von hier aus liefen vier grosse Alleen mit schönen Bäumen nach den vier Himmelsrichtungen und machten die Zufahrt zur City Hall bequem. Die anderen Strassen waren breit und quadratisch gezogen. Strassenbahnen in grosser Zahl führten nach allen Richtungen.

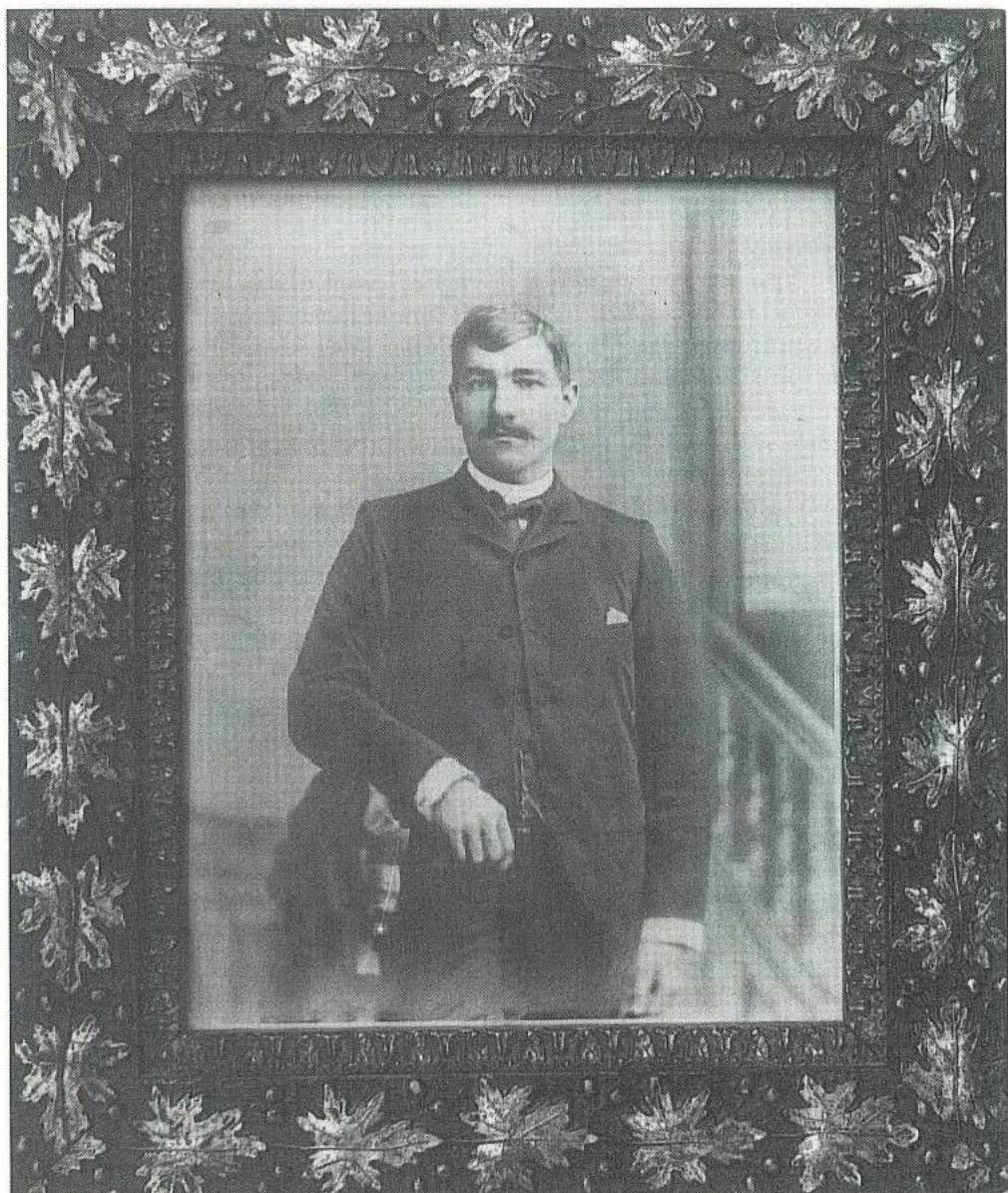
Am nächsten Tag besuchten wir noch einen Schweizer namens Bell, der an einem Stadtende am Fluss eine wunderschön gelegene Wirtschaft hatte. Die grossen Parkanlagen wurden von verschiedenen Wasserläufen durchzogen. Die Besucher hatten im Sommer Gelegenheit, verschiedene Wassersportarten zu pflegen.

Am dritten Tag reiste ich nach Chicago weiter. Die Eisenbahn durchfuhr den südlichen Teil des Staates Michigan. Dort befanden sich viele gepflegte Farmen, die ich teilweise zu sehen bekam. Besonders der Obst-, Beeren- und Weinbau gedieh hier vorzüglich. Gegen Abend rollte der Zug an die Ufer des Michigansees, der am Südufer bei sandigem Grunde flach ausläuft. Schon tauchte Chicago-Süd mit seinem überbauten Terrain auf. Der Eilzug verlangsamte sein Tempo. Am Himmel zeichneten sich die vielen Schornsteine der Eisenhüttenwerke und ähnlicher Fabriken ab. Wir überquerten vorerst einen kleinen Sumpf und nachher den grossen Park, der sich im Stadtbann befindet. Gleich darauf erreichten wir den Central Terminal, den grossen Bahnhof am See. Mit der Strassenbahn gelangte ich zum Heim der Familie Lips, wo ich mit grosser Freude empfangen wurde.

Der Ruf der Heimat

Am nächsten Tag besuchte ich meine Schwester und ihre Familie sowie einige Bekannte und Freunde. So kam ich eines Tages auch zu einem Freund mit dem Namen Müller. Mit ihm war ich 1884 im Schweizer-Schwingklub gewesen. Er empfing mich gleich mit der Erklärung, ich komme ihm gerade recht, er habe nämlich momentan keinen Kellner und sollte eine Aushilfe haben. Ich war gleich bereit dazu. Natürlich musste ich mich vom landwirtschaftlichen Betrieb auf diesen städtischen etwas umstellen. Bei meinem Arbeitswillen war dies aber kein grosses Problem. Bis Ende Januar blieb ich bei Müller. Auf diesen Zeitpunkt hatte er eine tüchtige Kraft gefunden. Im Dezember war eine Grippewelle über die Stadt gekommen, und viele Menschen starben an Lungenentzündung. Selbst für die grosse Stadt Chicago war dies eine Katastrophe.

In der Stadt war auch eine Mostchampagnerfabrik. Für diese Fabrikation interessierte ich mich. Als ich bei Müller wieder frei war, ging ich in dieses Geschäft und stellte mich beim Betriebsleiter vor. Leider war aber für mich keine Stelle frei. Im Winter bestand keine grosse Nachfrage nach diesem Produkt, und die Saison setzte erst im April oder Mai wieder ein, sagte man mir. Der Betriebsleiter notierte sich meine Adresse und versprach mir, mich im Bedarfsfall zu benachrichtigen. Das Geschäft lag ganz in der Nähe der Billardfabrik, in der ich 1883-1884 gearbeitet hatte und nebenbei in der Wirtschaft von Markward als Aushilfe tätig war. Einige hundert Meter weiter führte mein Freund Hamelgarn, den ich damals kennengelernt hatte, eine Wirtschaft. Ihn suchte ich nun auf. Er freute sich sehr über mein Erscheinen. Wir plauderten über das Woher und



John Rüttschi in Chicago, 1889

Wohin. Unter anderem erzählte ich ihm auch von der Möglichkeit, eine Anstellung in der Champagnerfabrik zu erhalten. Nachher ging ich zur Familie Lips zurück, wo man mir sagte: «Jetzt bleibst du zunächst einige Zeit bei uns. Es gibt im Hause allerlei zu verrichten, und wir können dich gut brauchen.» So verrichtete ich bei Vater Lips die mir aufgetragenen Flickarbeiten. Zwei Wochen lang hatte ich tüchtig zu schreinern und zu mauern. Ich war mit diesen Arbeiten noch nicht ganz fertig, als mein Freund Hamelgarn aus der Stadt kam und mich fragte, ob ich bei ihm aushelfen könnte, sein Kellner habe gekündigt. Im Einverständnis mit Vater Lips sagte ich zu, allerdings nur für so lange, bis ich die Arbeit in der Champagnerfabrik aufnehmen könne.

Am nächsten Montag begann ich in der Wirtschaft von Hamelgarn. Die Arbeit lief mir gut, obwohl sie sehr streng war. Besonders über die Mittagszeit hatten wir viel zu tun, da viele Gäste zum Essen kamen. Kaum hatte ich eine Woche gearbeitet, bekam ich wieder Fieberanfälle. In Chicago wütete immer noch die Grippe. Ich fürchtete, sie könnte mich auch erfassen. Ich bat darum meinen Freund, er möge doch, falls ich ernstlich erkrankte, sofort meinen Schwager benachrichtigen und Dr. Hölscher rufen, den Arzt, der mich damals im Spital der Alexianer behandelt hatte. Drei Tage konnte ich noch arbeiten, dann brach ich mit hohem Fieber zusammen. Dr. Hölscher wurde geholt, der eine schwere Grippe feststellte. Ich war bewusstlos und konnte ihm somit keine Auskunft geben. Er fragte meinen Schwager, der herbeigeeilt war, nach meinem Namen, der Junge komme ihm bekannt vor. Mein Schwager orientierte ihn, wann und warum ich schon bei ihm in Behandlung gewesen sei. Sogleich erinnerte sich Dr. Hölscher meines Falles. Er gab

Anweisung für meine Pflege und verabschiedete mich – mit dem Versprechen, anderntags wieder nach mir zu sehen – die nötigen Medikamente. Nach einer Woche Behandlung sank das Fieber. Man erlaubte mir, mit einer Droschke zu meinem Schwager zu fahren, wo ich noch weiter gepflegt wurde.

Dr. Hölscher sagte, er sei nun – falls nicht ein Rückfall eintrete – nicht mehr nötig. Ich solle aber, wenn ich fieberfrei sei, zur Kontrolle in seine Praxis kommen.

Dank der liebevollen Pflege durch meine Schwester schritt die Genesung ordentlich voran. Nach drei Wochen durfte ich es wagen, in die Praxis des Arztes zu fahren. Die Strassenbahn brachte mich bis vor sein Haus, wo eine Haltestelle war. Dr. Hölscher hatte grosse Freude, als er mich sah. Ich musste ihm auch meinen Arm zeigen und erzählen, wie es mir seit jenem Spitalaufenthalt weiter ergangen sei und was ich gearbeitet habe. Er habe oft an mich denken müssen und sich gefragt, wie es mir wohl gehe. Er habe mich damals als tapferen Jungen geschätzt, als ich dem Chirurgen Baxter, der mir den Arm amputieren wollte, mutig entgegnete, lieber stürbe ich, als dass ich meinen Arm opferte. Er sei heute noch froh, dass er eingegriffen hatte. Er könne sich noch gut an meine Mithilfe bei den Operationen und beim Anlegen der Verbände erinnern. Auch der Rektor, Bruder Philipp, habe grosse Freude an mir gehabt. Zu meinem gegenwärtigen Zustand sagte er, ich hätte einige Tage früher aussetzen sollen, das Fieber wäre dann nicht so stark aufgetreten. Es sei ein Glück, dass man ihn damals sofort gerufen habe. Er machte mich darauf aufmerksam, dass die Fieberanfälle, solange ich in Amerika sei, immer wieder auftreten würden. Ich müsse, um gesund zu werden, in meine Heimat zurückkehren. Er habe erfahren, dass ich aus der

Umgebung von Zürich komme. Er kenne die Gegend, er habe dort ein Semester studiert. Er sei überzeugt, dass ich in jenem Klima in spätestens zwei Jahren völlige Genese. Ich fragte ihn dann nach der Rechnung. Diese sei schon bezahlt, gab er mir zur Antwort. Er habe so viele reiche Patienten, denen er meine Behandlungskosten belasten könne. Er lud mich dann noch zum Nachmittagstee zusammen mit seiner Frau ein. Nur allzu schnell musste er sich aber von mir verabschieden, weil noch andere Patienten warteten. Er wünschte mir eine gute Heimreise und vollständige Genesung in der Heimat.

Ich kehrte zu meiner Schwester zurück. Nach zwei Tagen konnte ich es wagen, Vater Lips ebenfalls aufzusuchen. Von meiner plötzlichen Krankheit war er überrascht, und er tadelte mich, dass ich meinem Körper immer zu viel zumute.

Inzwischen war es Ende April geworden. Ich hatte mich anständig erholt. So ging ich eines Tages in die Champagnerfabrik, um mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Ich bekam den erfreulichen Bescheid, ich könne am nächsten Montag eintreten.

Zu meiner neuen Arbeitsstätte musste ich von meinem Zuhause bei Vater Lips 45 Minuten mit dem Tram fahren. Die Strassenbahnen waren damals noch ein wenig primitiv. Ein unterirdisches, endlos laufendes Kabelseil zog die Wagen, die sich mit einer Kupplung – um anzuhalten – vom laufenden Seil abhängen und – um weiterzufahren – wieder einkuppeln konnten. Bei starkem Verkehr waren oft drei oder vier Wagen angehängt. Die State Street, auf der dieses Tram verkehrte, lief von Norden nach Süden in schnurgerader Linie in einer Distanz von etwa fünf Stunden, ohne Steigung oder Gefälle. Vom Endpunkt in der Mitte der Stadt musste ich noch zwanzig Minuten zu Fuss gehen.

Mein Weg führte über den Kanal auf die Nordseite.

Die Arbeitszeit dauerte von 7 bis 12 Uhr und von 13 bis 18 Uhr, samstags bis 17 Uhr. Ich meldete mich auf dem Büro. Ein junger Angestellter brachte mich zum Vorarbeiter in die Abfüllabteilung. Mit diesem zusammen musste ich das Abfüllen besorgen. Der Mostchampagner wurde in richtige Champagnerflaschen abgefüllt. Die Flaschen wurden wie beim Weinchampagner verkorkt und etikettiert. Äusserlich konnte man keinen Unterschied sehen. Auch der Geschmack war gut, fein prickelnd und moussierend. Dieser Champagner wurde hauptsächlich in die nächtlichen Absteigequartiere geliefert und dort den Kunden teuer verkauft. Ich war mit der Arbeit bald vertraut und blieb den ganzen Sommer in dieser Firma.

Bei Lips musste ich kein Kostgeld bezahlen. Durch Mithilfe in der Wirtschaft konnte ich es mir verdienen. Mutter Lips besorgte mir die Wäsche. Sie war froh, dass ich ihren Mann etwas entlastete, so dass er sich einige freie Stunden gönnen konnte. In dieser Zeit traf ein Brief meines älteren Bruders Rudolf aus Winterthur ein. Darin stand, meine Schwester habe ihm geschrieben, wie oft ich hier krank sei und dass mir ein Aufenthalt in der Schweiz guttäte. Es sei nun so, dass ich zu Hause sehr willkommen wäre. Meine Eltern hätten im letzten Jahr in Schlieren auf dem Berg ein kleines Heimwesen gekauft. Es sei aber stark vernachlässigt und gebe deshalb viel Arbeit. Die Eltern könnten eine junge Kraft gut brauchen, da sich der jüngere Bruder Eduard nicht mehr in der Landwirtschaft betätigen wolle. So wurde ich jetzt also auch von zu Hause zurückgerufen. Vater und Mutter Lips lasen den Brief auch und sagten: «Ja, Johnny, wir lassen dich zwar nicht gerne ziehen, aber wir wollen doch auf die Mah-

nung von Dr. Hölscher und auf die Bitte deines Bruders hören. Du brauchst ja nicht sofort zu gehen. Vielleicht wäre der Herbst der richtige Zeitpunkt, und bis dann könntest du auch noch ein wenig Geld verdienen.» Ich musste mich diesen Überlegungen anschliessen, da ich meiner jährlich wiederkehrenden Krankheiten überdrüssig geworden war.

Der Sommer ging vorüber. Ende September ermahnte mich Vater Lips, meine Abreise vorzubereiten. Meinem Bruder hatte ich bereits Bescheid gegeben, dass ich kommen werde, hatte aber den Zeitpunkt noch offengelassen. Einige Tage später kam Fritz Egger, ein Berner, der in der Nähe wohnte und für eine Weinhandlung reiste, zu einem Jass in die Wirtschaft. Während des Spiels sagte Vater Lips: «Jetzt macht dänn de John nümänge Jass mit öis», und Mutter Lips weihte ihn in meine Pläne ein. Hierauf fragte mich Egger, ob ich schon ein Billett für die Reise habe. Ich musste gestehen, dass ich mich noch nicht darum gekümmert hatte. Da komme er ja gerade recht, sagte er. Er verkaufe nämlich Billette für die «Red Star Line» und für eine holländische Gesellschaft, er verkaufe mir gerne eines. Vater Lips gab ihm den Auftrag, den Schiffsplan und den Preis abzuklären. Schon am nächsten Tag kam Egger mit dem Gewünschten. Aus dem Plan sahen wir, dass am 16. Oktober ein neues Schiff, die «Friesland», den ersten Kurs von New York nach Antwerpen fahre. Jetzt seien die Fahrkosten niedriger als im Sommer. Egger konnte mir sogar ein verbilligtes Billett für die Fahrt nach New York besorgen, weil oft Reisende von New York mit einem Retourbillett nach Chicago kamen, aber dann für den Rückweg eine andere Route wählten und ihre Billette zu einem billigeren Preis verkauften. Wir gingen gerne auf diesen Vorschlag ein.

Ich ging noch zur Arbeit bis Ende der ersten Oktoberwoche, dann verabschiedete ich mich im Geschäft. In der folgenden Woche besuchte ich meine Freunde, so auch Herrn Gustav Steinmann, meinen ehemaligen Prinzipal, um von ihnen Abschied zu nehmen. Vater Lips und seine Frau luden, ohne mein Wissen, alle diese Bekannten auf den Sonntag zu einer Abschiedsfeier ein. Das war eine schöne Überraschung für mich. Am Sonntagnachmittag war das Wirtschaftslokal ganz voll. Vater und Mutter Lips sowie ihre Tochter Josephine hatten alle Hände voll zu tun, denn es gab für alle ein Nachtessen. Ich ersuchte Vater Lips, mir den Service zu überlassen. Meine Schwester half in der Küche mit. Es herrschte eine fröhliche Stimmung. Es wurde manches Erlebnis aufgefrischt, bis dann um zehn Uhr die schwere Abschiedsstunde kam. Um elf Uhr verliess nämlich mein Zug Chicago. Ich konnte meinen lieben Freunden nur noch stumm die Hand drücken; sprechen konnte ich nicht mehr. Vater und Mutter Lips sowie ihre Tochter, die mir so viel Gutes getan hatten, weinten. Von meiner Schwester kam ich fast nicht mehr los. Alle gaben der Hoffnung Ausdruck: «Du kommst doch wieder!» Mein Schwager Adolf, Freund Huggler und Herr Egger begleiteten mich zum Bahnhof. Ein letzter Abschied, und schon brauste der Zug dem See entlang in die Nacht hinaus.

Wieder zu Hause

Der Zug rollte die ganze Nacht hindurch, ohne anzuhalten. Als der Tag anbrach, ging es schon dem Erie-See entlang gegen Buffalo. Als wir dort anlangten, war es bereits wieder dunkel. Wir hatten eine Stunde Aufenthalt, weil wir einen Express-

zug von Kanada abwarten mussten, der verspätet war. Unser Weg führte nun südlich weiter durch den Staat New York nach der Stadt Rochester. Von dort schwenkte die Bahn östlich ins Flusstal des Hudson ein und folgte dem Fluss bis hinunter nach New York. Herr Egger in Chicago hatte dem Vertreter der amerikanischen Schweizerzeitung, Herrn Müller, geschrieben, mit welchem Zug ich in der Grand Central Station an der 42. Strasse ankommen werde. Morgens um fünf Uhr stieg ich im Herzen von New York City aus dem Zug. Herr Müller erwartete mich hier, um mich zu begrüßen. Er wollte wissen, mit welcher Linie ich von hier wegfare, und ich konnte ihm verraten, dass ich heute oder morgen früh mich auf der «Friesland» der Red Star Line einschiffen werde. Wegen des Handgepäcks fuhren wir direkt zum Schiffsdock an das Pier der Red Star, um es dort zu deponieren. Gleichzeitig erkundigten wir uns, wann das Schiff auslaufe. Wir bekamen den Bescheid, ich müsse um drei Uhr früh an Bord sein, denn um sechs Uhr steche die «Friesland» in See. Wir fuhren nun zuerst ins Zeitungsbüro und von da zu einigen Bekannten und Schweizer Wirten und zuletzt ins Schweizer Klubhaus, wo wir das Nachtessen einnahmen. Rechtzeitig kehrten wir zum Pier zurück.

Auf dem Schiff war alles blitzblank und neu. Ich suchte meine Kabine auf, in der zwei Passagiere bereits tief schlummerten. Auch ich legte mich auf mein Bett und schlief bald ein. Am Morgen, als wir erwachten, waren wir schon an der Freiheitsstatue von Bartholdi vorbei aus dem Hafen von New York ausgelaufen. Wir drei Kabineninsassen machten uns gegenseitig bekannt. Der eine war ein Herr Blaser aus Langenthal. Er besass eine Farm im Staate Iowa, war aber magenleidend. Auf meine Frage, wer denn jetzt die Arbeit auf

seiner Farm leite, wenn er wegfare, antwortete er mir, er habe einen guten Knecht, aber auch seine Frau helfe beim Pflügen und beim Aussäen des Getreides mit. Seine drei Kinder seien erst zwischen vier und zwölf Jahren. Der andere Passagier war ein Deutscher. Nach dem Frühstück stiegen wir auf Deck. Der Himmel war bewölkt. Es war windstill, aber trotzdem ging die See hoch. Unser Schiff schaukelte im starken Wellengang. Wir inspizierten den schönen neuen Überseedampfer. Vorn war ein Teil des Decks abgesperrt. Es waren dort etwa 200 Italiener beisammen, die sich nicht unter die anderen Passagiere mischen durften. Unterdessen war die Küste immer kleiner geworden und versank jetzt hinter dem Horizont, während die Bewegung der See immer stärker wurde. Hinten auf dem Schiffsdeck waren einige Offiziere, und ich sah, dass sie einen Apparat ins Wasser hinunter liessen. Ich erkundigte mich, was man da mache. Bereitwilligst erklärte mir ein Offizier, dass das Schiff die erste Retourfahrt antrete. Mit diesem Apparat neuester Konstruktion versuche man, die Fahrgeschwindigkeit beim Wellengang zu messen. Die See ging sehr hoch. Oft neigte sich das Schiff so stark, dass die Schiffschrauben hinten aus dem Wasser kamen, was ein stossweises Gesurr und Rattern im Schiff verursachte.

Zwei Tage hatten wir diese bewegte See. Am dritten Tag, als ich am Morgen auf Deck kam, war alles so ruhig, dass man anfänglich meinte, das Schiff stehe still. Auf dem Meer war keine Welle zu sehen, das Wasser geriet nur durch unser Schiff etwas in Bewegung. Ich bewunderte den herrlichen Sonnenaufgang, und langsam wurde das Deck von den Passagieren bevölkert. In unserer Klasse war auch ein Schweizer, der ein Handörgeli bei sich hatte. Nach dem Mittagessen spielte er zu

einem Tänzchen auf, und die Paare drehen sich auf und unter dem Deck.

Auch am nächsten Tag herrschte schönes Wetter. Da erschienen die Matrosen mit Farbkübeln, kletterten die Mastbohlen hinauf und fingen an zu malen. Seitlich am Schiff wurden Planken heruntergelassen, worauf der erst grundierte Schiffsrumpf mit Farbe angestrichen wurde. Weil das schöne Wetter und die ruhige See bis an den Kanal anhielten und die Matrosen tüchtig streichen konnten, wurde das ganze Schiff während der Überfahrt angemalt.

Bald erreichten wir die Scheldemündung, und der erste Lotse stieg an Bord und führte das Schiff durch die Mündung. Dann stoppte das Schiff wieder. Ein zweiter Lotse übernahm nun die Leitung für die Fahrt in den Hafen von Antwerpen. Am elften Tag nach der Wegfahrt von Amerika legte unser Schiff in Europa an. Da der Dampfer durch den hohen Wellengang in den ersten Tagen an Geschwindigkeit eingebüsst hatte, waren wir einige Stunden verspätet. Die Landungsformalitäten waren rasch erledigt, denn es waren nicht so viele Passagiere an Bord. Die Offiziere und Mannschaften der «Friesland» waren sehr freundlich und zuvorkommend; die Verpflegung war ausgezeichnet.

Schon am späten Nachmittag fuhren wir mit dem Zug nach Brüssel. Da die Wagen hier stationiert wurden, hatten wir von neun bis zwölf Uhr nachts Aufenthalt und konnten uns Brüssel bei Nacht ansehen. Einige Minuten nach Mitternacht ging die Fahrt weiter. In der Dunkelheit konnte man nichts sehen, und so schlummerte ich ein.

Beim Morgengrauen erreichten wir die luxemburgische Grenze. Bei der nächsten Station war Zollrevision für unser Handgepäck. Via Luxemburg erreichten wir nachmittags das damals deutsche Metz,

wo wir wieder fast drei Stunden Aufenthalt hatten. Die Zeit reichte gerade zum verspäteten Mittagessen und für einen kleinen Spaziergang. Mein Kabinengenosse und Landsmann Blaser war auch dabei. Leider bekam er beim Essen Magenschmerzen und musste deswegen im Hotel zurückbleiben. Auf meinem Gang durch die Stadt kam ich unweit des Bahnhofs auf eine, wie mir schien, schöne Parkanlage etwas ausserhalb des Stadtgebietes. Ich schritt langsam hindurch und schaute mich interessiert um. Plötzlich stand ein Soldat mit Gewehr und Pickelhaube vor mir. Er nahm Stellung an und herrschte mich in militärischem Ton an: «Was suchen Sie hier?» Ich grüsste freundlich und erklärte, dass ich auf der Durchreise nach der Schweiz meinen Aufenthalt in Metz dazu benütze, die Stadt ein wenig zu besichtigen. Ich zeigte ihm mein Bahnbillet. Der Soldat klärte mich nun auf: «Das ist Festungsgebiet; seien Sie so gut und verlassen Sie das Gebiet so rasch als möglich. Wenn einer meiner Vorgesetzten uns entdeckte, würden wir beide verhaftet!» So kehrte ich zum Hotel zurück und sah nach dem Befinden von Herrn Blaser. Er fühlte sich besser, und so konnten wir den nächsten Schnellzug zur Weiterfahrt benützen. Um zwölf Uhr nachts kamen wir in Strassburg an. Leider gab es keinen Anschluss nach Basel. Der erste Schnellzug fuhr erst um vier Uhr in der Frühe ab. Ich musste mich hier von Blaser verabschieden. Seine Schmerzen waren so stark geworden, dass er ein Hotel suchen und sich ins Bett legen musste. Ich beschloss, die Wartezeit im Bahnhof zu verbringen und mit dem ersten Zug weiterzureisen.

Es war natürlich noch dunkel, als die Eisenbahn sich Richtung Heimat in Bewegung setzte. Zu meinem Empfang brach ein schöner Tag an. Schon in der Morgen-

dämmerung grüssten aus der Ferne die heimatlichen Berge.

Mein Herz schlug höher, als die Räder kurz vor sieben Uhr auf Schweizer Boden rollten und wir in Basel ankamen. Hier war gerade Herbstmarkt, und mit Freude sah ich mir die vertrauten Waren an. Wie gut schmeckte das Frühstück im schöne Schwiizer Ländli!

Es zog mich zu den Meinen! Um halb zehn Uhr fuhr ein Zug weiter nach Zürich. Zuerst begab ich mich zu meinem Bruder nach Winterthur. Am folgenden Tag lenkte ich meine Schritte auf den Berg in Schlieren zu meinen Eltern. Gross war überall die Überraschung, denn niemand

wusste, wann ich heimkäme. Die Mutter erkannte mich sofort, aber der Vater zweifelte anfänglich, weil ich seit meinem Weggang noch stark gewachsen war. Mein jüngerer Bruder erkannte mich überhaupt nicht mehr.

Trotz meinen vielen Leiden und Beschwerden, die ich drüben auszustehen hatte, kam ich am 3. November 1890 wohlbehalten wieder zu Hause an. Ein Sehnen, das auf beiden Seiten geherrscht hatte, war damit gestillt.

John Rütschi
Im Bergli
Schlieren
im Sommer 1939



John Rütschis Familie und Heimet im Sommer 1907.



Louise Locher und Johann Rüttschi am Hochzeitstag, 21. Mai 1895

